Mutschelle
Hom. 1040 m -2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ham. 1040 m

Predigten und Homilien

auf alle

Sonn- und Festtage

des Jahres

von

Sebastian Mutschelle,

Professor der Moral- und Pastoraltheologie am churfürstlichen Lyceum in München und Pfarrer zu Baumkirchen.

Zweiter Jahrgang.

Zweyter Band.

München.

Bey Ignatz Joseph Lentner, Buchhändler zum schönen Thurme,

1812.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des zweyten Bandes.

1. Am heil. Pfingstsonntag. — Von der Liebe gegen Gott . . . Seite 1
2. Am heil. Pfingstmondtag. — Von der Liebe gegen den Nächsten . . . — 13
3. Am ersten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Taufe . . . . . — 27
4. Am zweyten Sonntag nach Pfingsten. — Vom heil. Abendmahl . . — 38
5. Am Geburtsfeste des heil. Johannes des Täufers. — Von dem grossen Glücke der Geburt eines Kindes, und von dem noch grössern Glücke der guten Erziehung desselben . . . . — 50
6. Am dritten Sonntag nach Pfingsten. — Wie man sich gegen verirrte und fehlerhafte Nebenmenschen zu verhalten habe. — 64
7. Am Feste der heil. Apostel Petrus und Paulus. — Vom Eifer des heil. Petrus vor seinem Falle und nach der Aufrichtung von demselben . . . . . — 80

8. Am

8. Am vierten Sonntag nach Pfingsten. — Wie der Landmann bey den Lasten seines Standes Trost finden könne . Seite 91
9. Am fünften Sonntag nach Pfingsten. — Keine Feindschaft sey in unserm Herzen — 99
10. Am sechsten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Lehre Jesu . . . — 106
11. Am siebenten Sonntag nach Pfingsten. — Der wahre Christ muß alle Gebothe seiner Religion ohne Ausnahme halten. — 115
12. Am achten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Verwaltung des zeitlichen Vermögens . . . . . . — 129
13. Am neunten Sonntag nach Pfingsten, als am Scapulierfeste. — Von der wahren Verehrung Gottes und Mariä . — 135
14. Am zehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der pharisäischen Heiligkeit, die blos sich für gut hält, aber alle andere verachtet. — 143
15. Am Feste der Himmelfahrt Mariä. — Wie Maria den besten Theil gewählt habe, und wie auch wir ihn wählen sollen . — 150
16. Am eilften Sonntag nach Pfingsten. — Daß man so gerne rede, was man nicht soll . . . . . . — 156
17. Am zwölften Sonntag nach Pfingsten. — Von den Eigenschaften und Belohnungen der christlichen Wohlthätigkeit . — 161

18. Am dreyzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Ob in Reichthum, Ehre und Vergnügen die wahre Glückseligkeit bestehe Seite 178
19. Am vierzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Thue Gutes und vertraue auf Gott — 188
20. Am fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. Von der leiblichen und geistlichen Lebendigmachung . . . . . — 208
21. Am sechszehnten Sonntag nach Pfingsten. — Vom Pharisäism unsrer Zeiten . — 211
22. Am siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Liebe zu Gott . . — 218
23. Am achtzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Vom Aergernißnehmen . . — 230
24. Am neunzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Was das heisse: Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt . . — 243
25. Am zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Wundersucht . . — 254
26. Am Feste aller Heiligen. — Warum die Heiligen schon hier von Jesu selig genannt werden, und wodurch sie dort wirklich selig wurden . . . . — 261
27. Am ein nnd zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Versöhnlichkeit bey der Menge unsrer eignen Fehler . — 273
28. Am nämlichen Sonntage. — Von den Beweggründen zur Feindesliebe . — 280

29. Am zwey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Vom Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit . . . — 298
30. Am drey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Liebe der Aeltern zu ihren Kindern . . . . . — 315
31. Am letzten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Vorhersagung des grossen Elends, das über Jerusalem kommen werde . — 322

Am heil. Pfingstsonntag.

So mich jemand liebt, der wird mein Wort halten. Joh. 14. 23.

Die ganze Christenheit feyert heute ein großes freudenvolles Fest, sie feyert den eigentlichen Stiftungstag der christlichen Kirche: denn dieß ist der Tag, wo die vom Geist Gottes beseelten Jünger Jesum den Gekreuzigten zum erstenmal öffentlich verkündigt, wo sie dadurch mehrere tausend Menschen zum christlichen Glauben bekehrt, und so den ersten Grund zur christlichen Kirche gelegt haben.

Und von dieser Kirche, welche ehemals vor mehr als 1700 Jahren so wunderbar von den Aposteln gestiftet und in der Welt ausgebreitet worden ist, sind nun auch wir Mitglieder: auch wir gehören als Brüder und Schwestern zur nämlichen Gemeinde Jesu, welche der Geist Got-

Gottes damals gestiftet und so feyerlich eingeweihet hat. Soll dieser Gedanke unsere Herzen nicht mit innigster Freude und mit einem heiligen Stolz erfüllen? Soll uns das nicht zum wärmsten Dank gegen Gott für die große Gnade erwecken, daß er uns vor so vielen andern Menschen in diese seine heilige Kirche aufgenommen hat?

Aber eben darum, weil wir dieser Gnade gewürdiget worden, sollen wir uns derselben auch würdig machen; eben darum, weil wir Mitglieder dieser Kirche Jesu sind, sollen wir uns auch als Glieder der Gemeinde Jesu durch unser Betragen vor andern Menschen auszeichnen: wir sollen zeigen, daß der nämliche Geist Gottes in uns wohne, welcher damals am heutigen Tage die ersten Schüler Jesu und Mitglieder seiner Kirche belebt hat.

Und wie soll itzt das geschehen? Aus welchen Kennzeichen kann man abnehmen, ob dieser göttliche Geist in uns wohne? — Dieses untrügliche Kennzeichen giebt Jesus im heutigen Evangelium an, da er sagt: **So mich jemand liebt, der wird mein Wort halten**, das heißt, der wird meine Lehren und

Vorschriften, der wird meine Gebothe befolgen. Nun aber wissen wir ja, was er anderswo gesagt hat: Liebe Gott vom ganzen Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst. In diesen zwey Gebothen ist das ganze Gesetz enthalten.

Diese zweyfache Liebe ist also das sicherste Kennzeichen, daß wir Jesum lieben, und daß wir den Geist Gottes in uns haben. Nur derjenige, der Gott von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst liebt, der ist vom Geiste Jesu beseelt, der ist ein würdiges Mitglied der christlichen Kirche.

Laßt uns, m. Ch., für heute nur bey dem ersten dieser Kennzeichen, bey der Liebe Gottes, stehen bleiben. Laßt uns dasselbe näher erklären, und unser Herz redlich durchforschen, ob dieser Geist der Liebe wirklich in uns herrsche.

Was Gott vom ganzen Herzen lieben heiße, das habe ich euch schon mehr als einmal erklärt, nämlich es heißt soviel, als: Gott muß der herrschende, der vornehmste Gegenstand unserer Gedanken, und Empfindungen seyn: wir müssen öfters und täglich an Gott denken, wir müssen

nichts sehnlicher verlangen, als nur ihm zu gefallen, und immer näher mit ihm vereiniget zu werden. Was thut z. B. ein Sohn, der seinen Vater, oder ein Freund, der seinen Freund, oder ein Bräutigam, der seine Braut vom Herzen liebt? Er denkt ganz natürlich öfters an diesen Gegenstand seiner Liebe, und es vergeht kein Tag, wo er sich nicht damit einige Zeit lang unterhält, oder in dessen Abwesenheit sich seiner erinnert. Er wünscht immer mehr bey ihm zu seyn, und hält jene Stunden für glücklich, die er in seiner Gesellschaft zubringen kann. Und darum, weil er ihn so sehr liebt, so sucht er auch dessen gegenseitige Liebe und Zuneigung zu erhalten, er sucht ihm durch sein ganzes Betragen wohlzugefallen, und hütet sich sorgfältig vor allem dem, wovon er weiß, daß es dem Geliebten Verdruß und Widerwillen machen könnte.

Nun seht, meine Christen, so verhält es sich auch mit der Liebe Gottes. Wer Gott vom ganzen Herzen liebt, der wird gewiß öfters gerne an ihn denken, er wird keinen Tag vorbeygehen lassen, wo er nicht sein Herz zu ihm erhebt, er wird es für sein größtes Vergnügen halten, wenn er sich mit Gott im Gebeth unterreden, und entgegen wieder sein göttliches Wort vernehmen

kann;

kann; es wird sein sehnlichster Wunsch seyn, daß er doch bey Gott recht in Gnaden stehen und ihm wohlgefallen möchte; und eben darum wird er alles thun, was Gott gerne an ihm sieht, er wird seine Gebothe halten, und hingegen alles das vermeiden, wovon er weis, daß er dadurch Gott mißfallen und seine Gnade verlieren könnte. Wessen Herz nun so gestimmt ist, wer so alle seine Gedanken, und alle seine Handlungen zu Gott richtet, der kann sagen, daß er Gott vom ganzen Herzen liebe. Und von dieser Liebe Gottes behaupte ich, daß sie das erste Kennzeichen sey, aus dem man abnehmen kann, ob der heil. Geist in uns wohne oder nicht.

Dieß sagt der Apostel Paulus ausdrücklich in seinem Sendschreiben an die Römer: Die Liebe Gottes ist durch den heil. Geist in unsere Herzen ausgegossen worden. Das heißt, der heil. Geist hat unsere Herzen so gestimmt, er hat uns solche Gesinnungen eingeflößt, daß wir nunmehr Gott über alles lieben, daß wir mit ganzer Seele an ihm hängen, und lieber alles andere in der Welt als seine Gnade zu verlieren bereit sind, dieß, will der Apostel sagen, ist die erste und vornehmste Wirkung, die der heil. Geist in uns hervorbringt.

Das

Das war auch die erste und vornehmste Wirkung, die dieser göttliche Geist bey den Jüngern Christi am heutigen Tag hervorgebracht hat. Zuvor, ehe diese Jünger den heil. Geist empfiengen, waren ihre Herzen noch ganz eitel und irdisch gesinnt, sie hatten noch immer das irdische Reich des Messias im Sinne, sie hatten noch keine wahre kindliche Zuneigung gegen den lieben Vater im Himmel, ihr Gebeth war noch immer mehr Plauderwerk, als wahre Empfindung, ihr Eifer für die Ehre Gottes war noch lau und kalt, und sie hatten noch nicht Herz genug, Gott zu lieb etwas von ihren zeitlichen Vortheilen, oder gar ihr Leben aufzuopfern; kurz ihre Herzen waren noch an die Erde großentheils geheftet, nnd zwischen der Liebe Gottes und der Welt getheilet. Aber heute, sobald sie den heil. Geist empfangen hatten, da waren sie auf einmal ganz andere Menschen als zuvor, ganz anders gesinnt und umgeschaffen: da goß der heil. Geist die wahre Liebe Gottes in ihnen aus. Die Liebe zur Welt, und ihre vorige Anhänglichkeit an irdische Güter und Freuden mußte aus ihren Herzen weichen, und nun von dieser Zeit an ward Gott und sein eingebohrner Sohn Jesus allein der herrschende Gegenstand ihrer Wünsche und Begierden. Von nun an betheten sie täg-

lich in Geist und Wahrheit zu ihm, von nun an war ihr einziges Bestreben, Gott zu gefallen und seine Ehre unter den Menschen auszubreiten. Von nun an war nichts in der Welt, das sie von dieser Liebe hätte abwendig machen können, keine Schmach, keine Verfolgung und Marter, alles litten sie nicht nur mit Geduld, sondern mit Freuden, und stimmten mitten unter den Peinen das Lob Gottes an. Eine solche Veränderung war da mit ihnen vorgegangen, so hat der heil. Geist die Liebe Gottes in ihre Herzen ausgegossen.

Und so eine Veränderung, m. Ch., muß auch in uns vorgehen, wenn der heil. Geist in uns wohnen soll. Auch bey uns muß er auf eine ähnliche Art unsere Herzen ganz umschaffen, er muß diese Herzen vom Irdischen abziehen, muß die unmäßige Liebe zu den Gütern und Freuden der Welt, muß allen Stolz, allen Geldgeitz, allen Hang zur verbothenen Wollust verbannen, und unsere Herzen zu Gott und göttlichen Dingen erheben, er muß eine solche Stimmung und Richtung in unserer Seele hervorbringen, daß uns Gott und sein heiliges Gesetz unendlich mehr werth und lieber ist, als alles andere in der Welt; er muß uns einen lebendigen

Eifer für die Ehre Gottes und den Wunsch einflößen, daß wir doch Gott recht fleißig dienen und ihm gefallen möchten. Dieß alles sollte der heil. Geist bey uns bewirken.

Wohl dir demnach, m. Ch., wenn du eine solche Wirkung des heil. Geistes in dir verspürest! Wohl dir, wenn dein Herz so zu Gott gerichtet ist, daß er der Beweggrund und die Haupttriebfeder deines Thuns und Lassens wird, wenn du am innern Gebeth und an Betrachtung göttlicher Dinge einen Geschmack hast, wenn du dich an Gott öfters mit dankbarer und zärtlicher Empfindung erinnerst, wenn du seine Gnade höher achtest, als alle zeitlichen Vortheile, wenn dein Verlangen nach dem Reich Gottes stärker ist, als alle deine zeitlichen Begierden! Wohl dir, sage ich, wenn dein Herz so geordnet ist; alsdann kannst du versichert seyn, daß der heil. Geist in dir wohne; denn du liebst ja Gott vom ganzen Herzen, und das ist das offenbarste Kennzeichen, ist die erste Wirkung dieses göttlichen Geistes.

Wenn du aber, mein Christ, wenig oder gar nichts von dieser Liebe gegen Gott in dir empfindest, wenn du sehr selten oder gar nie an Gott denkst, wenn du das Gebeth immer nur

mit

mit dem Mund daher plauderst, ohne dein Herz dabey zu Gott zu erheben, oder wenn du an dem Gebeth gar keine Freude hast, wenn du das Wort Gottes nicht gerne hörst, wenn es dir eckelt, sobald man dich an Gott und göttliche Wahrheiten erinnern will, wenn du ganze Tage, Wochen, Monate zubringst, ohne dein Herz zu Gott zu erheben, wenn du so dahin lebst, als wenn kein Gotte wäre, als wenn er dich nichts angienge, wenn dein Herz zu sehr an dem Irdischen hängt, wenn du nur durch Wucher und Ungerechtigkeit deinen Geitz zu befriedigen suchst, wenn du gar kein Vertrauen auf Gottes Vorsehung hast, sondern nur immer haufenweise zusammenscharrest, als wenn du in der nächsten Gefahr zu verhungern wärst, oder als wenn du ewig hier auf der Welt zu bleiben hättest, wenn Gold und Silber in deinen Augen das größte Gut auf der Welt und alle deine Gedanken und Bemühungen früh und spät auf das Geld gerichtet sind: o so ist das ein sicheres Zeichen, daß in dir der Geist Gottes nicht wohne.

Eben so auch: wenn Stolz und Hochmuth deine herrschende Leidenschaft ist, wenn du deine ganze Glückseligkeit darin setzest, daß du itzt auf

der

der Welt mächtig, angesehen und von andern geehret und gefürchtet wirst, wenn du in die äusserlichen Vorzüge deines Standes, deiner Geburt oder des eiteln Putzes ganz verliebt bist, wenn du alles, was du thust, nicht Gott zu lieb thust, sondern bloß allein in der Absicht, um dich auf der Welt emporzuschwingen, und dein Glück zu machen: so ist abermal nichts gewissers, als daß der Geist Gottes von dir gewichen sey.

Wenn du endlich ein schändlicher Diener und Sklave deiner Sinnlichkeit bist, wenn du wider das ausdrückliche Gesetz Gottes deinen Körper durch Ehebruch, Hurerey, oder auf was immer für eine Art durch viehische Wollust schändest, und dadurch deine Gesundheit zu Schanden richtest, oder wenn du deine Tage in Schwelgerey und Trunkenheit, im trägen Müßiggang verschwendest, und im himmlischen Wohlleben, im Rausche deiner Lustbarkeit dahintaumelst, ohne weiters auf Gott und sein heiliges Gesetz zu achten, wenn sinnliche Lust und Begierlichkeit das einzige Gesetz sind, wornach du dich richtest, o wer soll da denken, daß der heil. Geist in dir wohne?

Sieh, wenn du diesen Geist hättest, so müßten sich ja die Früchte davon zeigen, es

müßte dein Herz ganz anders beschaffen, es müßten deine Neigungen und Begierden ganz anders gestimmt und geordnet seyn, du müßtest ja gegen Gott mehr Liebe und Ehrfurcht haben; du müßtest nicht so unmäßig an den zeitlichen Gütern, an den Ehren, Reichthümern und Wollüsten dieses Lebens hängen. Gottes Wille und Gottes Gnade müßte dir ja mehr gelten, als alle Schätze und Freuden der Welt.

Was also in dir wohnt und herrschet, das kann der Geist Gottes nicht seyn; sondern das ist ein ganz anderer Geist, der in dir lebt: und welcher? Der Geist der Welt ist es, der dich beseelt, jener Geist, den Christus als seinen ärgsten Feind und Gegner erkläret, jener Geist, der dem Geist Christi noch allzeit bisher widersprochen hat, und auch in Zukunft widersprechen wird. Dieser Geist, ist es, unglücklicher Sünder! der aus dir spricht und handelt, dieser hat dein Herz eingenommen, und leider auch noch die Herzen so vieler tausend Weltmenschen, in denen die Liebe Gottes schon ganz erkaltet nnd erloschen ist, und dieser Geist breitet sich immer noch mehr aus, dieser verkehrte Geist der Welt schleicht sich schon bey der zartesten Jugend ein, indem man bey dem größten Theile dieser Jugend so gar wenig kindliche

liche Liebe und Ehrfurcht, sondern vielmehr Gleichgiltigkeit gegen alles, was sich auf Gott und Religion bezieht, hingegen aber desto mehr Hang zur Eitelkeit, zur unbåndigen Freyheit und zu sinnlichen Ausschweifungen wahrnehmen muß.

Ach, wohin wird es endlich noch kommen? Wie weit wird dieser unselige Geist noch um sich greifen? Was soll aus unserer Jugend werden, wenn nicht deine gütigste Vorsicht, o Vater im Himmel! diesem Stromme des Verderbens Einhalt thut? — Ja dieß hoffen und erflehen wir von deiner Vaterliebe und Barmherzigkeit gegen die gesunkene Menschheit. Du hast ehemals deinen eingebohrnen Sohn, du hast am heutigen Tage deinen heil. Geist in die Welt gesendet, und bey den Jüngern Jesu so auffallende Wirkungen hervorgebracht. Laß doch diesen Geist auch unter uns immer wirksamer und lebendiger werden. Wecke die Herzen aller lauen Christen aus ihrem Schlummer, daß sie dich immer besser erkennen und lieben! Beseele alle christlichen Eltern, Lehrer und Erzieher mit wahrem Eifer, daß sie der Jugend schon frühzeitig mehr Liebe und kindliche Ehrfurcht gegen dich einzuflößen suchen. Erleuchte durch jenen gåttlichen Geist

unsern Verstand, daß wir deine unendlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten immer mehr erkennen! Erwärme unsere Gemüther, daß wir dich stets inniger verehren und über alles lieben, und so durch diese Liebe alle unordentliche Anhänglichkeit an die Güter und Freuden der Welt aus unseren Herzen verbannt werde. Nicht der Geist der Welt und der Sinnlichkeit, sondern dein heil. Geist leite und regiere unser Thun und Lassen. Nur dieser kann und wird uns Heil und Segen und jenen innern Frieden gewähren, den uns die Welt nimmermehr zu geben vermag. Amen.

Am heil. Pfingstmondtag.

So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Joh. 3. 16.

Stärker kann man die Liebe Gottes gegen uns Menschen nicht ausdrücken, als sie Jesus im heutigen Evangelium ausgedrückt hat, da er sagt: So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, nur damit alle Menschen, die an ihn glauben, dem Verderben entgehen, und zum ewigen Leben gelan-

langen möchten. Oder was kann z. B. ein Vater einem anderen zu Liebe mehr thun, als wenn er so gar seinen einzig geliebten Sohn zum Besten desselben aufopfert? Wäre dieß nicht der höchste Grad von Liebe, der sich unter Menschen denken läßt?

Nun seht, l. Ch., was ein menschlicher Vater auch seinem besten Freunde zu Liebe schwerlich jemals thun wird, das that Gott, der himmlische Vater, gegen uns Menschen. Er gab seinen eingebornen Sohn hin, und ließ ihn am Kreuze schlachten, nur damit wir Menschen durch seinen Tod selig werden. Kann wohl eine grössere Liebe gedacht werden, als diese ist? Wenn nun aber Gott eine solche Liebe gegen uns Menschen hat, so müssen wir ihn ja auch wieder entgegen lieben, und zwar vom ganzen Herzen über alles andere lieben. Diese Liebe gegen Gott, sagten wir gestern, ist das erste Kennzeichen, woraus man abnehmen kann, ob der heil. Geist im Menschen wohne oder nicht.

Nun aber eben diese Liebe Gottes begreift auch die Liebe des Nächsten in sich. Man kann unmöglich Gott lieben, ohne zugleich seinen Nächsten zu lieben: denn wer Gott liebt, der hält

eben

eben darum die Gebothe Gottes. Nun ist aber das zweyte Geboth, sagt Christus, dem ersten gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Folglich muß mit der Liebe Gottes auch die Nächstenliebe verbunden seyn, und diese Nächstenliebe ist das zweyte Kennzeichen von dem in uns wohnenden Geiste Gottes. Lasset uns also, m. Ch., auch hier wieder in unser eignes Gewissen zurückgehen und untersuchen, ob wir dieses Kennzeichen an uns haben oder nicht.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Was dieses zweyte Geboth sagen will, hat uns Jesus an einem anderen Orte erklärt: Alles was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das sollt auch ihr ihnen thun. Und so auch im Gegentheil. Was du nicht willst, daß man dir thue, das sollst du auch nie einem andern thun. Hier haben wir also eine allgemeine Regel, wie man sich gegen den Nächsten zu verhalten habe. Wir dürfen uns nämlich in einem jeden Falle nur immer fragen. Wie wenn itzt ich der Nächste wäre, würde es mir lieb seyn, wenn man mir so und so begegnete? würde ich nicht wünschen, daß andere Menschen gegen mich etwas anders thäten u. s. w.? So sage ich, dürfen

fen wir uns nur allzeit selbst fragen, und was uns dann unser eigenes Herz antwortet, das ist die unfehlbare Regel unsers Verhaltens.

Nun aber, was wünschen wir, daß uns andere thun oder nicht thun möchten? Dieses ist leicht zu erachten. Es ist uns lieb, wenn uns jemand etwas Gutes thut, wenn man uns hilft, und in der Noth beyspringt. Hingegen aber ist es uns nicht lieb, wenn man uns etwas Böses thut, wenn man uns an unserer Ehre, oder an unserem Eigenthum einen Schaden zufügt. Hier sehen wir also schon, daß die Nächstenliebe eine doppelte Pflicht auf sich habe: die erste Pflicht ist, man muß niemanden Böses thun, niemanden einen Schaden, ein Unrecht zufügen; und die zweyte, man muß überdieß auch noch anderen Gutes thun, man muß ihre Wohlfahrt soviel als möglich befördern. Wer nun diese zwey Pflichten erfüllt, wer fürs erste niemanden beleidiget, und zweytens auch noch andern soviel Gutes thut, als er kann, der liebt seinen Nächsten wie sich selbst, der ist ein christlicher Menschenfreund, der kann also versichert seyn, daß der heil. Geist in ihm wohne.

Ich sage erstens, es ist Pflicht der Nächstenliebe, daß man sich von allen ungerechten

Be-

Beleidigung des Nebenmenschen enthalten: denn wer aus uns hat es denn gerne, wenn man ihn beleidiget, wenn man ihm sein Leben, seine Gesundheit, oder seine Ehre, oder sein Eigenthum raubt? Wer aus uns hat es gerne, wenn man ihn betrügt, bestiehlt, oder verläumdet und verfolgt? Wem fällt es nicht empfindlich, wenn er von einem anderu unbilliger Weise von was immer für einer Seite angegriffen wird? — Was folgt daraus? Das folgt: was wir nicht gerne haben, daß man uns thue, das dürfen wir auch einem andern nicht thun, dieß erfodert die christliche Nächstenliebe, und diese Nächstenliebe muß allgemein seyn, sie muß sich auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken; denn alle Menschen, seyen sie wer sie wollen, reich oder arm, vornehm oder niedrig, Landsleute oder Ausländer, Christen oder Nichtchristen, alle sind sie unsere Mitbrüder, wir haben alle einen Vater im Himmel. Wir müssen sie also alle ohne Ausnahme lieben, wenigstens in so ferne lieben, daß wir keinem etwas zu leid thun.

Allein das ist noch nicht genug, daß man niemanden beleidiget: man muß überdieß auch seinem Mitmenschen noch gutes thun, so viel man kann,

kann, man muß zur Wohlfahrt seines Mitmenschen auch alles mögliche beytragen.

Und zu dieser Ausübung der Nächstenliebe giebt es ja Gelegenheit genug. Man mag hinsehen, wo man will, so erblickt man auf allen Seiten hundert und hundert Mitmenschen, welche unsere Hilfe vonnöthen haben. Da giebt es arme unwissende, die nothwendig einen Unterricht brauchten, die man belehren, und mit Rath und That unterstützen kann; dort giebt es verirrte, verdorbene Menschen, die man auf eine brüderliche Art zur Besserung ermahnen, die man vor dem Verderben warnen kann; da ist eine Menge Wittwen und Waisen, und anderer nothleidender Personen, die uns um Mitleid und Erbarmung anflehen; eine Menge armer Kranken, die hilflos, verlassen in den finstersten Winkeln auf ihren Betten, oder wohl gar auf Stroh und hartem Boden schmachten; eine Menge Hausarmer, die oft ohne ihre Schuld darben, die bey all ihrer harten Arbeit doch kaum schwarzes Brod genug zu nagen haben, und eben darum, weil sie zum Kriechen und Betteln zu ehrlich sind, weil sie ihren jammervollen Zustand verbergen wollen, desto mehr Noth empfinden müssen. — Dort giebt es wieder eine Menge von beleidig-

ten und verfolgten Menschen, die man ungerechter Weise gedrücket, verläumdet, die man um das ihrige gebracht hat, die nirgends Recht und Schutz finden können, die man zu keiner Thür einlassen will, die nirgends zu Brod, oder Verdienst und Erwerb gelangen können, ob sie gleich dazu würdig und tauglich wären. — Und so giebt es eine unzählige Menge leidender Mitmenschen von allen Arten, in allen Ständen, in allen Gegenden. Ueberall ist Stoff genug für den, der Liebe und Barmherzigkeit ausüben will.

Benütze also mein Christ! diese Gelegenheiten, zeige hier deine Nächstenliebe, und thue deinem Mitbruder das, was du wünschest, daß man dir in diesen Fällen thun möchte. Belehre den Unwissenden, stehe dem Schwachen mit Rath und That bey, tröste den Betrübten, suche den Verirrten zu bessern und auf den rechten Weg zurückzubringen, speise den Hungrigen, tränke den Durstigen, bekleide den Nackenden, hilf dem Bedrängten durch ein gutes Wort, durch Empfehlung, hilf so viel du kannst, und kannst du ihm nicht ganz helfen, so thue doch wenigstens, was in deinem Vermögen ist. Dann, wenn du das thust, will ich glauben, daß der Geist Gottes in dir wohne; denn diese deine Bruderliebe ist das si-

cherste Kennzeichen des heil. Geistes; denn wo Liebe ist, da ist auch der Geist Gottes.

Wir haben da wieder das schönste Beyspiel an den ersten Jüngern und Aposteln Jesu. Auch da zeigte sich die Wirkung des Geistes durch die ausserordentliche Liebe, die sie sowohl gegen sich untereinander als auch gegen andere Ungläubige, Feinde und Verfolger bewiesen haben. Kaum hatten sie den heil. Geist empfangen, so verließen sie Haus und Hof, und theilten alles unter die Armen aus, sie errichteten von den verkauften Gütern der Christen eine Gemeinkasse, woraus die Armen alle gepflegt, und hinlänglich versorgt wurden. Sie waren also auch auf die leibliche Wohlfahrt der Menschen bedacht, aber noch mehr sorgten sie für die geistliche Wohlfahrt derselben: denn wer mag es wohl aussprechen, was sie sich bey ihrem Apostelamt für Mühe gegeben, was sie auf ihren weiten Reisen für Ungemach, was sie für Verfolgungen ausgestanden haben; und warum thaten sie das alles? Aus Liebe des Nächsten, um nur immer mehrere Seelen zu bekehren, um nur die Menschen durch die Ausbreitung des christlichen Glaubens glückselig zu machen, dieß war ihr Verlangen, ihr sehnlichster Wunsch; darum liebten sie sogar ihre Feinde und Verfolger, sie betheten

für ihre Peiniger. Eine solche Liebe hatte ihnen der Geist Gottes eingeflößet. Wenn also dieser Geist auch über uns kommen, und in uns wohnen soll, so muß er ja auch bey uns eine ähnliche Wirkung thun. Er muß uns gegen unsere Mitmenschen liebreich, mildthätig, barmherzig machen, er muß unser Herz zum zarten Gefühl erweichen, daß uns die Noth und das Elend unsers Mitbruders schon beym ersten Anblick rührt, er muß zuwegebringen, daß wir nicht immer bloß auf uns selbst denken, sondern auch am fremden Schicksale Theil nehmen, daß wir sogar unsern eignen Vortheil, unsere Bequemlichkeit aufopfern, wenn wir nur einem andern dadurch helfen können. Dann können wir sagen, daß der Geist Gottes in uns wohne, weil sich die Wirkung davon, nämlich die Liebe des Nächsten zeigt. Aber solange sich diese Wirkung nicht zeigt, solang es uns an diesem Gefühl mangelt, so ist dieß ein sicheres Zeichen, daß der Geist Gottes von uns ferne sey.

Viele Christen bilden sich ein, den Geist Gottes zu haben, und haben ihn doch nicht, weil sie keine Liebe des Nächsten haben. Sie sind zwar getauft und durch die Gnade des heil. Geistes in die christliche Kirche eingeweihet; sie

beobachten alle gottesdienstlichen Gebräuche, sie gehen öfters zur Beicht und Kommunion, sie verrichten eine Menge Andachten und fromme Werke, sie zeigen einen gewissen Eifer für die Religion, und wären bereit für die Ehre Gottes und den Glauben Blut und Leben aufzuopfern: darum sind sie der Meinung, sie müßten bey Gott in Gnaden stehen und es könnte ihnen an der seligmachenden Gnade des heil. Geistes gar nicht mangeln. Aber was hilft ihnen dieser Glaube, was hilft ihnen dieser Eifer für das Aeusserliche der Religion, wenn es ihnen auf der andern Seite an der Liebe des Nächsten mangelt, welches das eigentliche Kennzeichen des heil. Geistes ist? Wir wissen ja, was der Apostel sagt: Wenn ich alle Sprachen der Menschen und Engel reden könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein klingendes Aerz, oder ein eitler Glockenschall: und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und alle Geheimnisse Gottes wüßte, und wenn mein Glauben so stark wäre, daß ich damit Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. So spricht Paulus, und dieser Ausspruch, denke ich, sollte ja alle diese Christen doch einmal überzeugen, daß man ohne Liebe des Nächsten unmöglich die wahre Religion, unmöglich den Geist Gottes haben könne. Hätten sie diesen

Geist

Geist, wie ganz anders müßte ihr Betragen beschaffen seyn, als es wirklich ist.

Sie müßten sich ja fürs erste hüten, andere Menschen zu beleidigen. Allein nicht einmal diesen ersten und niedrigsten Grad der Nächstenliebe kann man bey ihnen wahrnehmen. Sie müssen vielmehr immer jemanden zu plagen, zu schmähen, zu verfolgen haben. Es scheint ihnen gar nicht wohl zu seyn, wenn es nichts zu zanken und zu lärmen giebt. Das nächste beste ist ihnen schon genug, mit andern Streithändel und Unruhen zu stiften. Jeder noch so ungegründete Argwohn, jedes falsche herumfliegende Gerücht giebt ihnen reichen Stoff, ihren Mitmenschen zu verläumden, und sich auf Kosten seines guten Namens in Gesellschaften zu unterhalten. Bald führen sie mit dem einen einen ungerechten Prozeß, bald betrügen sie einen andern durch List und Ränke, bald treiben sie von einem Dritten ihre Wucherzinsen ein. Itzt verachten und beschimpfen sie jemanden wegen der geringsten Ursache, itzt schelten und verdammen sie einen anderen bis zur Hölle, weil er nicht alles nach ihrem Sinn und Willen thut, und so vergeht bey ihnen kaum ein Tag, wo sie nicht irgend einem Mitmenschen eine Unbild,

oder

oder einen Schaden zufügen. — Und in diesen lieblosen, diesen zänkischen und feindseligen Menschen sollte itzt der Geist Gottes wohnen? O das zu denken wäre Lästerung gegen diesen heil. Geist; denn er ist ja ein Gott des Friedens, ein Gott der Liebe und Eintracht: wie könnte er also da seinen Aufenthalt haben, wo nichts als Unfriede, Haß und Zanksucht, wo nichts als Betrug und Eigennutz herrscht?

Ferners, sagten wir, ist es nicht genug, daß man seinem Nächsten nie etwas zu Leid thue; sondern man muß ihm auch nach Möglichkeit Gutes thun, das ist der zweite unnd höhere Grad der Nächstenliebe, und wer diesen Grad nicht besitzt, der kann auf die Gnade des heil. Geistes keinen Anspruch machen. Wer einen armen Nothleidenden ansehen oder bey ihm vorübergehen kann, ohne durch den Anblick seines Jammers gerührt zu werden, der kann unmöglich den Geist Gottes haben. Wer sichs an seinen schwelgerischen Tafeln, an seinen Spieltischen, und bey seinen kostspieligen Lustbarkeiten immer wohl seyn ließe, dabey aber den armen Lazarus vor der Thüre draußen stehen lassen, und ihm die Brosamen seines Ueberflußes versagen kann, der hat den Geist Gottes nicht. Wer nur immer auf sich denkt, wie er in der

Welt fortkommen möge, dabey aber sich nicht bekümmert, ob es andern gut oder schlimm ergehe, der hat den Geist Gottes nicht. Wer zu bequem, zu träge ist, um einem andern zu lieb einen Fuß aufzuheben, wer nur alsdann dienstfertig und gefällig ist, wenn er seinen eignen Vortheil dabey hat, der hat gewiß den Geist Gottes nicht. Wer seinem Nächsten einen Liebesdienst versagen kann, den er ihm doch leicht ohne eignen Schaden erweisen könnte, der hat den Geist Gottes nicht. Mit einem Wort: wer nicht alle seine Mitmenschen so wie sich selbst liebt, das heißt, nicht alles das thut, was er im nämlichen Falle selbst wünscht, daß ihm andere thun möchten, der hat den Geist Gottes nicht.

Die Liebe ist das Wesen und der Geist des Christenthums. Liebet einander, so wie ich euch geliebt habe, dieß wird das Zeichen seyn, an dem die Welt euch als einem Jünger erkennen soll. Seyd barmherzig, so wie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Was ihr immer den Mindesten aus meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan. Das sind die Grundsätze, die du uns gelehrt hast, o göttlicher Lehrer und Seligmacher der Menschen, das ist deine Gesinnung,

dein

dein Geist, und folglich der Geist Gottes, weil du alles, was du gelehret, von deinem Vater empfangen hast. Liebe predigt uns alles in der Natur, Liebe predigt uns alles in deinem Evangelium, und doch wie kommt es, daß so wenig Liebe unter den Menschen ist, die sich Christen nennen? Ach sie mißkennen deine Absicht, sie begnügen sich nur mit dem Namen und dem Aussenwerk deiner Religion, aber in das innere Wesen dringen sie nicht ein, den Geist deiner Lehren und Vorschriften wollen sie sich nicht eigen machen. Darum erleuchte diese Verblendeten durch deinen heil. Geist, daß sie einmal einsehen, wie weit sie noch von dir entfernt sind; erwecke in ihren Herzen das erstorbene Gefühl der brüderlichen Liebe; laß jeden Geist der Zwitracht, der Schmähsucht, des Haßes, des Eigennutzes, der Ungerechtigkeit nicht noch mehr einreißen, als er schon wirklich eingerissen hat, sondern flöße uns deinen heil. Geist, den Geist der Liebe und des Friedens und der Wohlthätigkeit ein, daß wir am Wohlthun gegen unsere Brüder unsere Freude finden, und dadurch uns als wahre Christen zeigen, deren Hauptgesetz ist, dich o Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Amen.

Am

Am ersten Sonntag nach Pfingsten.

Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Matth. 28, 19.

Obgleich alle Sonn- und Festtäge zur Ehre und zum Dienst des allerhöchsten Gottes bestimmt sind, so hat doch die christliche Kirche diesen heutigen Festtag besonders in der Absicht eingesetzt, damit wir dieses höchste Wesen in dem allerheiligsten Geheimniß seiner Dreyfaltigkeit anbethen sollten. Unbegreiflich ist uns zwar dieses größte aller Geheimnisse. Aber wir unterwerfen unsere schwache Vernunft dem Ausspruche Jesu Christi, da er im heutigen Evangelium sagt: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes. Diesem Ausspruch Christi gemäß glauben wir an eine dreyeinige Gottheit, und glauben das solange, bis uns einst in einer andern Welt dieses Räthsel etwas mehr aufgelöset, und überhaupt die Natur der Gottheit doch in etwas begreiflicher seyn wird.

Die-

Diesem dreyeinigen Gott haben wir uns schon beym ersten Eintritt in die christliche Kirche verpflichtet, und ihm unsere treuen Dienste zugeschworen: denn in dessen Namen sind wir ja alle getauft worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes. Diese im Namen der Dreyfaltigkeit empfangene Taufe war die erste feyerliche Handlung, die von Seite der christlichen Kirche mit uns vorgenommen wurde: durch diese Taufe sind wir in die Kirche Jesu, in das Reich Gottes aufgenommen worden: in dieser Taufe haben wir mit Gott gleichsam einen eignen Bund geschlossen, und uns ganz zu seinem Dienste einweihen lassen.

Freylich ehemals in unserer ersten Kindheit wußten wir nicht, was mit uns vorgieng. Nur unsere Eltern und Seelsorger haben diese Taufe veranstaltet, nur unsere Taufpathen alles gelobt, was ein Christ Gott geloben und auch halten soll.

Aber eben darum, weil wir damals als Kinder noch nichts um die Natur und Absicht dieser Taufe wußten, so sollten wir itzt als Erwachsene desto öfter daran denken, und nun beym völligen Gebrauche der Vernunft jene Gesinnungen in uns erwecken, welche wir damals noch nicht erwecken konnten.

Da uns also eben das heutige Fest, und dessen Evangelium an unsere Taufe erinnert, so wollen wir darüber eine eigne Betrachtung vornehmen und näher erklären: Warum Jesus allen Christen diese Taufe im Namen der dreyfaltigen Gottheit zum Gesetz gemacht hat; und was denn wir zu thun haben, um diese Absicht Jesu zu erfüllen.

Warum hat nun Jesus die Taufe eingesetzt? was war seine Absicht dabey? oder welchen Nutzen hat er dadurch für uns erzwecken wollen?

Dieß läßt sich leicht aus seinen eignen Worten abnehmen. Schon früherhin, ehe er den Jüngern auftrug, die Menschen zu taufen, hatte er sich gegen den heimlichen Jünger Nikodemus über diese Taufe geäußert. So jemand, sagte er, durch das Wasser und den Geist nicht wiedergeboren wird, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen. Folglich erklärt er ebendadurch die Taufe als den Eingang in das Reich Gottes oder in die christliche Kirche.

Was ist diese Kirche? Sie ist eine Versammlung oder eine Gesellschaft aller jener Menschen, welche an die Lehre Jesu glauben, und durch Befolgung derselben ihr ewiges Heil zu wirken suchen. Die Kirche ist also eine besondere

dere Gesellschaft, die sich von allen jenen Menschen unterscheidet, die nicht an Christum glauben. Nun hat aber jede besondere Gesellschaft auch ein besonders Zeichen, wodurch sie sich von allen Menschen unterscheidet, und jeder, der in diese Gesellschaft will aufgenommen werden, der muß dieses Kennzeichen an sich haben, der muß eine gewisse Form dabey beobachten. So z. B. wer ehemals in die Gemeinschaft der jüdischen Synagoge wollte aufgenommen werden, der mußte sich beschneiden lassen, dadurch ward er ein Mitglied der jüdischen Kirche, diese Beschneidung war das Kennzeichen seiner Aufnahme. Und so haben alle andern Gesellschaften und Verbindungen noch heut zu Tag gewisse Zeremonien und sinnliche Kennzeichen, die man bey Aufnahme eines neuen Mitgliedes brauchet, um derselben eine gewisse Würde und ein feyerliches Ansehen zu geben.

Nun seht, liebe Christen, so ists itzt auch mit dem Reiche Gottes oder der christlichen Kirche. Auch da wollte der göttliche Stifter dieser Kirche eine Zeremonie, ein sinnliches Zeichen festsetzen, welches jeder Mensch, der in seine Kirche oder in die Gesellschaft seiner Gläubigen wollte aufgenommen werden, beobachten sollte.

Da=

Darum verordnete er, daß jeder Mensch, der ein Mitglied seiner Kirche werden wollte, zuvor am Leibe durch das Wasser sollte gereiniget werden. Diese körperliche Waschung aber sollte nicht bloß eine leere Zeremonie seyn, die weiter keinen andern Nutzen hat, als bloß daß sie die Augen und Ohren beschäftiget. Nein dieses Wasserbad sollte vielmehr nur das äusserliche Zeichen einer grossen Veränderung seyn, die innerlich, in der Seele des Menschen dabey vor sich geht. So wie nämlich der Leib durch das Wasser von allem körperlichen Wust und Unrath gereiniget wird, eben so sollte dabey die Taufe die Seele von all dem Unrath ihrer vorigen Sünden und Unvollkommenheiten, die der menschlichen Natur schon seit dem Fall unserer ersten Voreltern Adam und Eva im Paradiese als ein leidiges Erbübel, als Erbsünde, — ankleben, von diesen Schlacken sollte die Seele gereiniget, und gleichsam wie neu umgeschaffen, und in den Stand der Unschuld und der seligmachenden Gnade Gottes versetzet werden. Das heißt nach dem Ausdruck Jesu, im Wasser und Geist wiedergeboren werden. Und diese Wiedergeburt, diese Umschaffung des alten verdorbenen Menschen zu einer neuen Creatur sollte durch den lebendigen Glauben an die Lehre des Evangeliums bewirkt werden. Darum sagt

er

er zu seinen Jüngern: **Gehet hin und lehret alle Völker**, das heißt, unterrichtet sie in meiner evangelischen Lehre, daß sie die Wahrheit erkennen, daß sie ihre vorigen Irrthümer und Fehler einsehen, daß sie selbe bereuen und bessern, und nun nach der erkannten Wahrheit ein ganz neues Leben anzufangen sich bestreben. Lehret sie, diese Menschen, den dreyeinigen Gott kennen, den Vater, der sie erschaffen, den Sohn, der sie erlöset hat, den heil. Geist, der sie zu heiligen bereit ist, und dann, wenn ihr diese gläubigen Menschen so belehret und auf bessere Gedanken gebracht habt, dann erst taufet sie im Namen dieses Vaters, dieses Sohns und dieses heil. Geistes; dann sind sie würdig in das Reich Gottes, in meine Kirche einzugehen, dann wird der Geist Gottes mit seiner Gnade ihre Herzen erfüllen, dann werden sie Gott gefällige Menschen, auserwählte Kinder Gottes des himmlischen Vaters werden, die gleichsam wie die Erben eines zeitlichen Vaters den nächsten Anspruch auf das Himmelreich haben.

Seht, l. Ch., so sollte nach der Absicht Jesu die Taufe oder die Reinigung des Körpers mit Wasser nur das äußerliche Zeichen der innern Reinigung seyn, welche durch den Glauben an

Gott den Vater und den Sohn und den heiligen Geist in der Seele vorgeht. Dadurch sollte dann der Mensch ein würdiges Mitglied der Kirche, er sollte zur Gemeinschaft der heiligen und auserwählten Gotteskinder eingeweiht und aller jener geistlichen Güter theilhaftig werden, welche Jesus im Schoose dieser seiner Kirche niedergelegt hat. Dieß war seine Absicht, dieß der Nutzen, den er uns Menschen durch die Einsetzung dieses Sakraments der Taufe zugedacht hat.

Es kömmt itzt bloß auf uns an, ob wir auch diese wohlgemeinte Absicht Jesu erreichen, und von der Taufe diesen Nutzen ziehen wollen oder nicht. Es frägt sich also, was haben wir unsererseits zu thun, daß diese Absicht Jesu an uns erfüllt werde?

Die Taufe ist, wie schon gesagt, nach dem Ausdruck Jesu eine geistige Wiedergeburt, oder sittliche Umschaffung des Menschen. Hieraus können wir also leicht abnehmen, was man thun müsse, damit die Taufe diese Wirkung in uns hervorbringe. Nämlich glauben müssen wir an die Lehre des Evangeliums, und das nicht bloß mit einem todten, sondern mit einem lebendigen Glau-

Glauben, so daß wir die Wahrheit dieser evangelischen Lehre empfinden, daß wir unsere vorigen Irrthümer und Mängel einsehen, daß wir bessere Gesinnungen annehmen und den ernstlichen Entschluß fassen, nach dieser erkannten Lehre unsern sittlichen Wandel einzurichten. Wer mit dieser Gesinnung die Taufe empfängt, der erfüllt die Absicht Jesu; denn bey einer solchen Taufe geht wirklich das in ihm vor, was äusserlich durch die Reinigung des Körpers mit dem Wasser angedeutet wird.

So wurde auch die Taufe ehemals in der ersten Christenheit betrachtet, wo ohnehin der Eifer für das Wesentliche der Religion, nämlich für die sittliche Besserung, noch am stärksten war. Da betrachtete man die Taufe nicht bloß als eine äusserliche Zeremonie, die den Menschen ohne sein Zuthun zum Christen machen könnte. Nein, sie wurde nur denjenigen ertheilt, welche wirklich diese erforderlichen Eigenschaften des Glaubens an sich hatten. Es war daher in der ersten Kirche noch nicht gebräuchlich, die Kinder gleich schon nach ihrer Geburt zu taufen, so wie es erst nachher in spätern Zeiten geschah und dermal in der ganzen Christenheit gewöhnlich ist; sondern damals zu den Zeiten der Apostel und

in

in den nächst darauf folgenden Jahrhunderten wurde die Taufe den Menschen erst im erwachsenen Alter ertheilt. Da stand es dann den Juden und Heiden frey, ob sie Christen werden wollten oder nicht. Denn man wollte niemanden in die christliche Kirche mit Gewalt und wider seinen Willen hereinziehen: das Christenthum, dachte man damals, müsse ganz eine Sache des freyen Willens seyn. Wenn nun ein Jude oder Heide sich freywillig zur Annahme des Christenthums entschloß und an die Vorsteher der Kirche sein Begehren um die Aufnahme stellte, so ward er nicht gleich zur Taufe zugelassen; sondern er mußte erst zuvor eine Zeit lang im Glauben unterrichtet und auf verschiedene Art geprüft werden, ob er die christliche Lehre verstehe, ob er wirklich seinen Sinn gebessert habe, und also würdig sey, durch die Taufe ins Reich Gottes einzugehen; und dann erst, wenn er auf solche Art würdig befunden ward, empfieng er die heilige Taufe, und ward als ein förmliches Mitglied der christlichen Kirche erkannt, dann erst durfte er an dem übrigen Gottesdienste Theil nehmen und das heil. Abendmahl genießen.

In unsern Zeiten wird es nun freylich mit der Taufe ganz anders gehalten: itzt wird in christ-

lichen Ländern dieselbe schon gleich nach der Geburt ertheilt: itzt werden die Neugebornen durch sogenannte Taufpathen vertreten. Allein was folgt daraus? — Hat sich deßwegen, weil die Zeit zum Empfang dieser Taufe abgeändert wurde, auch die Natur und ursprüngliche Bestimmung derselben verändert? Braucht es etwa darum weiter nichts mehr, als daß der Körper mit Wasser abgewaschen werde?

Ja so scheinen sich viele Christen die Sache vorzustellen; sie glauben, mit ihrem Christenthum und mit ihrer Aufnahme in die Kirche Jesu habe es nun seine Richtigkeit, weil sie einmal getauft wären. Allein wie irrig ist diese Vorstellung! Nein, l. Ch., was Jesus einmal angeordnet hat, das ist und bleibt unabänderlich. Die Taufe muß stets eine Wiedergeburt im Wasser und im Geiste zugleich seyn. Unser Geist, unsere Seele muß dadurch gereiniget, gebessert, sie muß dabey umgeschaffen und zu ganz andern Gesinnungen erweckt werden, so daß wir uns durch diese Gesinnungen, durch unsere Denk- und Handlungsart von andern ungetauften, unchristlichen Menschen merklich unterscheiden.

Weil wir daher bey unserer ehemaligen Taufe im Stande der Kindheit solche Gesinnungen noch nicht in uns erwecken konnten, so müssen wir uns dieselben itzt im erwachsenen Alter eigen machen; wir müssen das, was wir dort nicht leisten konnten, erst itzt nachtragen; — wir müssen das, was ehehin die Pathen an unserer Stelle gelobten, nun selbst in eigner Person geloben, und auch halten.

Und was haben diese Pathen versprochen? — Sie versprachen statt unser, dem bösen Feind und der Welt oder der Sünde und allem Bösen zu entsagen, und Gott allein nach der Lehre Jesu zu dienen. Seht, das war das Versprechen unserer Pathen, das ist der Bund, den man in unserm Namen ehemals bey der Taufe mit Gott und seiner Kirche geschlossen hat.

Seyd ihr nun mit dieser Zusage jener Pathen verstanden? Ist es euch recht und lieb, daß sie für euch so etwas versprochen haben? — Oder wollt ihr vielleicht das gegebene Wort derselben umstossen? Wollt ihr diesem Bund, weil ihn ein anderer geschlossen hat, widersprechen, und euch geradezu erklären, daß ihr nicht der Welt und dem Satan, sondern vielmehr dem

Dienst-

Dienste Gottes entsagen wollt? — Das wird doch niemand unter uns denken und sagen wollen. Also bleibt nichts übrig, als das gemachte Versprechen zu halten und den geschlossenen Bund gegen Gott und seine Kirche zu erfüllen. Wir müssen der Welt und dem Satan, wir müssen der Sünde und aller bösen Begierlichkeit entsagen und Gott allein dienen und seine Gebothe halten, wenn wir anders am Reiche Gottes einen Theil haben wollen, und wenn das große Werk der Erschaffung durch Gott den Vater, der Erlösung durch seinen Sohn, und der Heiligung durch seinen Geist nicht verloren gehen soll. Amen.

Auf den zweyten Sonntag nach Pfingsten.

Wenn man diese Parabel des heil. Evangeliums von dem Abendmahl nach ihrem buchstäblichen Sinne betrachtet, so war sie eigentlich wider die Juden gerichtet. Diese Juden waren die Gäste, welche von dem himmlischen Hausvater zum Abendmahl, das ist zum Reich Gottes, vor allen andern Menschen zuerst geladen wurden.

Allein sie haben diese Einladung ausgeschlagen, weil sie ihre irdischen Güter und Wohllüste nicht verlassen wollten, und darum hat dieser Hausvater seine Knechte auf die Strassen hinausgeschickt, daß sie die Lahmen und Preßhaften herbeyführen sollten, das heißt, Jesus hat seine Apostel in alle Länder hinausgesendet, daß sie die blinden Heiden herbeyführen: und diese Heiden haben das Evangelium angenommen, und daher wurden jene Plätze im Himmelreich, die für die Juden bestimmt waren, von den Heiden besetzt. Dieß ist, wie gesagt, die eigentliche Bedeutung dieser Parabel.

Aber nun macht die katholische Kirche noch eine andere Anwendung davon; sie wendet nämlich dieses Evangelium auf jenes heil. Abendmahl an, welches wir diese Octave hindurch mit so vielen öffentlichen Feyerlichkeiten verehren. Dieses Abendmahl hat uns unser göttlicher Herr und Meister Jesus Christus zubereitet, und uns dabey sein Fleisch und Blut zur Speise dargegeben. Wir Christen alle ohne Unterschied sind dazu, der Arme wie der Reiche, der Niedere wie der Vornehme eingeladen, täglich steht uns dieser Tisch des Herrn offen. Es kömmt nur auf uns an, ob wir die Einladung annehmen,

oder

oder verschmähen: es kömmt nur auf uns an, ob wir uns diese Gnade zu Nutzen machen wollen oder nicht. Laßt uns daher während der achttägigen Feyer dieses heil. Abendmals über dasselbe nachdenken, und ausführlicher betrachten, warum Jesus dieses heil. Abendmal eingesetzt habe, und wie wir dasselbe empfangen und feyern sollen, um die Absicht Jesu dabey zu erreichen und den gehörigen Nutzen daraus zu ziehen.

Wann und wie Christus das Sakrament des heil. Abendmals eingesetzt habe, das haben wir ohnehin schon öfters gehört, und auch in Bildern schon oft vorgestellt gesehen. Es war nämlich am vorletzten Tage seines Lebens, wo er mit seinen Jüngern das Osterlamm genossen hatte. Da, sagen die Evangelisten, nahm er ein Brod, segnete und brach es, und gab es seinen Jüngern mit den Worten: Nehmet hin und esset alle davon, dieß ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Hierauf nahm er ebenfalls den Kelch, und gab ihn den Jüngern mit den Worten: Nehmet hin und trinket davon, dieß ist mein Blut des neuen und ewigen Bundes, das für viele Menschen vergossen wird. So oft

ihr

ihr dann, setzte er hinzu, von diesem Brod esset, und von diesem Kelch trinket, so thut es zu meiner Gedächtniß.

Aus diesen Worten sehen wir also nicht nur die Einsetzung dieses Geheimnisses, sondern auch zugleich die Absicht dieser Einsetzung. Der liebe Heiland wollte nämlich seinen Jüngern und allen Christen, die an ihn glauben, ein recht freundschaftliches Andenken von ihm hinterlassen. So wie z. B. ein Vater, wenn er von seinen geliebten Kindern, oder ein Freund, wenn er von seinem Mitfreunde, vor seinem Tode noch in dieser Welt Abschied nimmt, so übergiebt er ihnen z. B. sein Bildniß, oder er vermacht ihnen etwas von seinem Vermögen und seinen Habseligkeiten, und das eigentlich in der Absicht, damit seine Kinder oder Freunde ein bleibendes Denkmal seiner Liebe besitzen, und sich öfters bey dem Anblick dieses Denkmals seiner noch in spätern Zeiten erinnern möchten. Eben so und auf eine ähnliche Art wollte auch Jesus seinen gläubigen Jüngern ein Denkmal von sich hinterlassen, um sein Andenken bey ihnen desto länger zu erhalten: nicht als ob ihm für seine Person selbst an diesem Andenken etwas gelegen wäre. Nein, er selbst bedurfte nicht dieses Andenkens für sich: sondern

dern er würde itzt im Reiche seines Vaters eben so die nämliche Glorie und Glückseligkeit genießen, wenn auch sein Andenken auf Erden so ganz erloschen wäre, daß kein Mensch mehr sich seiner erinnerte. Allein wir brauchen dieses sein Andenken zu unserer eignen Wohlfahrt und Glückseligkeit. Wir würden sehr übel daran seyn, wenn dieses Andenken unter uns erlöschen sollte. Denn wie würde unsere Sittlichkeit, und eben darum auch unsere Seligkeit bestehen können, wenn wir die Lehren und Beyspiele dieses Sohns Gottes nicht mehr vor Augen hätten. Also bloß aus Liebe zu uns wollte er sein Andenken in der Welt für alle künftigen Zeiten erhalten, damit wir durch dieses Andenken zum Guten aufgemuntert werden, und dadurch unser Seelenheil desto eher wirken möchten. Besonders gieng seine Absicht dahin, bey seinen Jüngern das Andenken seines Leidens und Sterbens fortzupflanzen. Darum sagte er: Nehmet hin und esset, dieß ist mein Leib, der für euch hingegeben oder geschlachtet wird. Nehmet hin, und trinket von diesem Kelch, denn das ist mein Blut, das für viele oder für alle Menschen vergossen wird. Diese Aufopferung seines Leibs und Lebens, diese Vergießung seines Bluts waren die Hauptpunkte, die seine Jünger bey dem Genuße

dieses Abendmahls vor Augen haben sollten. Darum schreibt auch Paulus in seinem ersten Briefe an die Corinther. So oft ihr dieses Brod esset, und von diesem Kelch trinket, so sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kömmt. Das will sagen, so oft ihr, meine Brüder, bey euern gottesdienstlichen Versammlungen von dem nach der Art Jesu gesegneten Brod und Wein genießet, so sollt ihr euch vorzüglich seines Todes erinnern: denn in dieser Erinnerung seines Todes, meint der Apostel, ist der größte Trost, die beste Aufmunterung für alle gläubigen Christen enthalten.

Und es ist auch in der That so; denn was kann es wohl zur dankbaren Liebe gegen Jesum und zur Haltung seiner Gebothe für einen stärkern Beweggrund geben, als das Andenken seines Todes, dieses so schmerzhaften, so blutigen, so schimpflichen Todes am Kreuze, den er nur aus Liebe und Wohlwollen für uns Menschen freiwillig erlitten hat? Wahrlich wer durch die Betrachtung dieses Todes nicht gerührt wird, der muß gar kein Gefühl oder keinen Glauben mehr an Christum haben. Aber der gläubige Christ, der fühlt den seligen Eindruck dieses Gedächtnisses. Sein Herz wird dadurch zur Liebe

gegen

gegen Jesum und eben dadurch zu guten Gesinnungen erweckt: und darin besteht eigentlich die Frucht und der Nutzen dieses Abendmals; dadurch wird dasselbe eine köstliche Geistes Nahrung für die Seele des Menschen; dadurch wird die heiligmachende Gnade Gottes, die wir in der Taufe empfangen haben, noch mehr in uns gestärkt. Und das ist es, was Christus sagen wollte, da er zu den Juden sprach: Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut wahrhaftig ein Getränk: wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der wird das ewige Leben haben, der bleibt in mir und ich in ihm. Warum? weil er eben dadurch, daß er mein Leiden und Sterben fleißig vor Augen hat, auch meiner Lehre getreu bleiben, und also sein ewiges Heil nicht verfehlen wird.

Seht, das war die Absicht Jesu, die er bey der Einsetzung dieses Geheimnisses gehabt hat. Hauptsächlich zur Erinnerung, und darum zu unserer sittlichen Besserung und Heiligung hat er dasselbe eingesetzt. So müssen wir denn also diese Absicht Jesu erfüllen, und dasselbe jedesmal so empfangen, daß wir den gehörigen Nutzen davon schöpfen.

Zu diesem würdigen Genuße des heil. Abendmals werden nun vornehmlich zwey Stücke erfodert, nämlich ein reines und ein andachtvolles Herz. Ich sage erstens ein reines Herz, so daß sich der Mensch wenigstens keiner schweren Sünde bewußt ist. Daher denn auch die katholische Kirche verordnet, daß jeder, der eine schwere Sünde auf sich hat, nicht eher zum Tisch des Herrn gehen soll, als bis er sich von derselben zuvor durch eine reumüthige Beicht gereiniget hat. Wohlgemerkt, durch eine reumüthige Beicht: denn die Reue ist bey der Beicht die Hauptsache. Nicht das blosse Bekenntniß der Sünden, und die darauf folgende Lossprechung des Priesters kann den Menschen vor Gottes Angesicht rein und wohlgefällig machen, sondern der beichtende Sünder selbst muß dazu das meiste beytragen: er muß seine begangenen Fehltritte erkennen, er muß dieselben von Herzen verabscheuen, er muß einen innerlichen Aerger und Widerwillen gegen sich selbst und seinen vorigen Leichtsinn empfinden; er muß ernstlich gesinnt seyn, nun ein ganz anders Leben anzufangen. Diese innerliche Veränderung, die im Gemüthe vorgeht, ist die Hauptsache der Beicht; das ist die Seele der Buße, wie wir unlängst bey der letzten Vorbereitung zur österlichen Beicht und

Kommunion gehört haben. Nach einer solchen Buße erst kann der Sünder mit gutem Gewissen zum Abendmahl hinzugehen. Aber solange diese Buße nicht voraus geht, solange der Sünder noch die alte Neigung im Herzen hat, solang er nur aus Gewohnheit zuweilen zur Beicht geht, und dabey nur eine halbe Reue, einen halben Vorsatz erweckt, und also auf die Beicht nie eine Besserung erfolgt, solang ist er ja einmal nicht würdig, zum Tisch des Herrn hinzugehen: sondern er genießt denselben unwürdig und ohne alle Frucht: ja nicht nur ohne Frucht, sondern er ladet sich eine neue große Verantwortung auf sein Gewissen; so wie der Apostel Paulus sagt: Wer dieß Brod unwürdig ißt, und von diesem Kelch unwürdig trinkt, der versündigt sich an dem Leib und Blut des Herrn, der ißt sich, statt des Lebens, den Tod hinein. Darum, setzt er hinzu, prüfe sich der Mensch, ehe er von diesem Brod und von diesem Kelch genießt. Das heißt, er reinige sein Herz durch eine wahre Buße, und erforsche sich selbst, ob er würdig sey, dieses Geheimniß zu empfangen oder nicht. Diese Selbstprüfung, diese Reinigkeit des Herzens ist die erste Eigenschaft, um das heil. Abendmahl würdig und mit Nutzen zu empfangen.

Allein diese Reinigung ist allein für sich noch nicht erkleklich, sondern es muß auch eine wahre innere Herzensandacht dazukommen, das heißt, der Mensch muß dabey solche Gedanken und Empfindungen zu erwecken suchen, die der Natur und Heiligkeit dieser Handlung angemessen sind. Was aber das für Gedanken und Empfindungen seyen, das ist leicht aus dem abzunehmen, was wir zuvor von der Absicht Jesu bey der Einsetzung gesagt haben. Thut das zu meiner Gedächtniß, sprach er. Also das Andenken an Jesum muß da der Hauptgedanke, die Hauptbeschäftigung unserer Seele seyn. Da muß sich der Mensch ganz in die Gegenwart Jesu versetzen, als ob er wirklich sichtbar vor seinen Augen wäre, muß sich ihn vorstellen, wie er ehemals auf Erden war, da muß er sich seines Leidens und Sterbens erinnern, muß bey sich selbst bedenken, was Jesus um seinet willen gethan und gelitten hat. Durch solche Betrachtungen muß er dann allerley fromme Empfindungen z. B. des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Dankbarkeit, der Reue über seine Sünden, der Demuth in sich erwecken. Besonders aber was das allerwichtigste bey dem Abendmahl ist, soll er gute Vorsätze und Entschließungen in sich erwecken, er soll Jesu treue Befolgung seiner Gebothe und

Leh-

Lehren geloben; denn das ist ihm das angenehmste, wenn man seine Gebothe hält: wer meine Gebothe hält, sagt er, der ists, der mich liebt.

Solche und andere dergleichen Empfindungen sollten bey der heil. Kommunion theils durch ein gutes Gebethbuch, theils auch durch eignes Nachdenken erweckt werden. Dann wird dieses Geheimniß gewiß jenen Nutzen schaffen, den es nach der Einsetzung Christi schaffen sollte. Dann wird die heiligmachende Gnade in uns vermehrt, dann wird die Seele durch diese Speise in ihrem geistigen Leben gestärkt werden; dann wird der Mensch jedesmal vom Tische des Herrn besser und heiliger zurückkehren, als er hingegangen ist.

Aber wenn die Kommunion so beschaffen ist, wie sie es bey vielen lauen Christen wirklich ist; wenn man so kalt und gleichgiltig hinzugehet, als ob man zu einer irdischen Tafel gieng; wenn man nur einige Maulgebethe dabey verrichtet, ohne etwas zu denken oder im Herzen zu empfinden: dann kann freylich dieselbe wenig Nutzen schaffen, dann kann die Absicht Jesu unmöglich erreicht werden.

Wenn daher solche Menschen von diesem Abendmahl ohne Frucht der Erbauung und Besserung

serung hinweggehen, so ist das bloß unsere Schuld, nicht aber deine Schuld, o göttlicher Erlöser, den wir hier auf diesem Altare unter den Gestalten des Brodes verehren und anbethen. Du hast es bey der Einsetzung dieses heiligen Mahles so gut mit uns gemeint: du hast uns dadurch ein unvergeßliches Denkmal deiner Liebe und Barmherzigkeit hinterlassen: du hast alles gethan, alles für uns aufgeopfert, um nur unsere Gegenliebe zu gewinnen, um dich in unserm Andenken ewig zu erhalten. Es wäre der abscheulichste Undank, wenn wir dich vergessen, wenn wir gegen dich, der uns bis in den Tod geliebt, ganz lieblos bleiben könnten. Dieser Undank sey weit von uns! Täglich wollen wir uns deiner Lehren und Beyspiele, täglich deiner Wohlthaten gegen uns, täglich deines Leidens und Sterbens erinnern, besonders so oft wir an diesem Altar oder auch in andern Gotteshäusern der Feyer deines heil. Abendmahles beywohnen, oder wohl gar dieses große Geheimniß selbst empfangen. Da wollen wir dir dein Opfer, das du uns am Kreuze mit deinem Blut und Leben gebracht hast, wenigstens mit dem Opfer eines reumüthigen, dankbaren und dir ganz ergebenen Herzens vergelten. Amen.

Am

Am Geburts-Feste des heil. Johannes des Täufers.

Die Nachbarn und Verwandten hörten, daß der Herr seine Barmherzigkeit an ihr geoffenbaret habe, und kamen ihr Glück zu wünschen. Luk. I. 58.

Nach Christus und seiner heiligsten Mutter Maria ist Johannes der Täufer unter allen Heiligen der einzige, dessen Geburt in der Christenheit durch ein besonderes Fest gefeyert wird. Es verdient aber diese Geburt auch eine solche Feyerlichkeit: denn fürs erste ist dieselbe schon vom Himmel selbst durch ausserordentliche Wunder verherrlichet worden: und dann war es die Geburt eines so großen und merkwürdigen Mannes, den Gott zu dem hohen Beruf eines Vorläufers Jesu auserwählt hatte: es war die Geburt eines Mannes, dem der Sohn Gottes selbst das rühmliche Zeugniß gegeben hat, daß unter allen Menschen, die je von einem Weibe geboren sind, nie ein größerer Prophet auferstanden sey, als eben dieser. Dieses Zeugniß aus dem Munde Jesu selbst, denke ich, soll uns Grund genug seyn, diesen heiligen Mann an seinem heutigen Geburtstag mit geziemender Andacht so zu verehren,

ehren, daß auch wir zu unserer Erbauung eine gute Lehre daraus ziehen.

Und dazu giebt uns die Geschichte des heutigen Festtags Stoff genug an die Hand. Besonders ist diese Geschichte sehr lehreich für alle christlichen Eheleute, welche von Gott in ihrem Ehestande entweder schon mit Kindern gesegnet worden, oder noch in Zukunft werden gesegnet werden. Es erzählt uns diese Geschichte von zwey frommen rechtschaffnen Eheleuten, Zacharias und Elisabeth, welche noch in ihrem hohen Alter das Glück hatten, einen Sohn, und zwar einen so großen heiligen Sohn zu bekommen. Welche Freude mußte das für die guten Eltern seyn? Billig kamen daher alle Nachbarn und Verwandten, wie sie hörten, daß der Herr an der alten Mutter solche Barmherzigkeit gethan habe, nach der Geburt herbey, und wünschten der Elisabeth Glück zu diesem Segen.

Nun seht christliche Eheleute! ein ähnliches Glück ist auch euch entweder schon zu Theil geworden, oder es wird euch noch über kurz oder lang zu Theil werden. Auch ihr habt ein ähnliches Freudenfest schon genossen, oder ihr werdet es noch genießen; denn eines jeden Kindes

Geburt ist gewiß ein großer Segen, ist eine wahre Freude für eine jede christliche Familie, wenn anders zu dieser Geburt auch dann eine gute Erziehung des neugebornen Kindes hinzukömmt. Denn diese Erziehung muß erst die Freude der Eltern und den Segen Gottes vollkommen machen. Ein großes Glück ist die Geburt eines Kindes, aber ein noch größeres Glück ist desselben gute Erziehung, und dieß ist die zweyfache Wahrheit, die ich euch heute durch das Beyspiel jener heil. Familie Johannis recht nachdrücklich ans Herz legen möchte.

I. Das Freudenfest, welches die fromme Familie bey der Geburt, und dann bey der Beschneidung des jungen Johannes feyerte, ist also ein wahres Sinnbild von dem Freudenfest, welches jede christliche Familie bey der Geburt eines Kindes mit Recht feyern kann; denn eines jeden Kindes Geburt ist ebenso ein grosses Glück, ein wahrer Segen für eine Familie, wie es die Geburt des Johannes für seine beyden Eltern war. Freilich hatten diese Eltern des Johannes noch mehr Ursache sich zu freuen, als sonst gewöhnlich andere Eltern haben; denn eben darum, weil sie so lange auf diesen Segen warten, weil sie solange die Schande der Unfruchtbarkeit

tragen mußten, und schon alle Hoffnung einer Nachkommenschaft aufgegeben hatten, eben darum mußte ihre Freude ungleich grösser seyn, als sie sonst bey jungen Eheleuten ist, die ihr Alter schon einigermassen zu dieser Hoffnung berechtiget.

Zudem wurden ja die Eltern Johannis schon vor und nach der Geburt ihres Kindes durch Offenbarungen und Wunderzeichen versichert, daß aus diesem Kind einst ein großer Mann und der Vorläufer des Messias selbst werden würde. Die Freude wird also bey ihnen in dieser Rücksicht wieder größer gewesen seyn, als sie bey andern Eheleuten ist, die bey der Geburt ihrer Kinder noch so ungewiß sind, was aus denselben werden, ob sie daran mehr Ehre und Freude, oder aber nur Verdruß und Schande erleben dürften.

Allein, l. Ch., ungeachtet aller dieser so verschiedenen Umstände, ist und bleibt es doch immer wahr, daß die Geburt eines Kindes ein großes Glück für eine Familie sey, worüber alle christlichen Eheleute sich zu freuen, und Gott zu danken Ursache genug haben, besonders wenn ein solches Kind frisch und gesund, und wohlbehalten ohne Schaden und Gebrechen ans Tageslicht gekommen ist. Dieses Glück weis Niemand

mand besser zu schätzen, als eben jene Eheleute, die dasselbe entweder aus eigner Schuld, oder auch ohne ihre Schuld entbehren müssen; jene Eheleute, denen es in diesem Stücke eben so ergeht, wie es den Eltern Johannes im Anfange so viele Jahre hindurch ergangen ist. Ach diese Eheleute, falls sie anders im guten Verständniß leben, und zum Unterhalt der Kinder vermögend genug sind, wie seufzen sie, wie wehmuthsvoll sehnen sie sich nach diesem Segen Gottes, wie viele Gebethe, Opfer und Gelübde schicken sie nicht zum Himmel ab. Wie beneiden sie manchmal die ärmste Taglöhnerfamilie, die diesen Segen im Ueberfluß genießt. Wie glücklich würden sie sich schätzen, und was würden sie nicht alles darum geben, wenn sie nur auch einmal dieses Glücks theilhaftig werden könnten! Es muß also doch um den ehelichen Segen ein großes Glück, ein seliges Vergnügen seyn, weil man sich so sehr darnach sehnt, und weil der Mangel desselben so vielen Kummer verursacht.

In der That ist auch dieß nicht bloß ein eingebildetes Glück, sondern wenn es je auf dieser Welt ein wahres Vergnügen giebt, so ist es gewiß das Vergnügen eines Vaters, und einer Mutter, welches sie bey dem Anblick ihres neugebornen

bornen Kindes genießen. Was für eine Freude kann denn wohl reiner, zärtlicher und größer seyn, als wenn ein Vater, wenn eine Mutter das neugeborne, liebe, unschuldige Geschöpf so ansieht, und denkt: Wir sind nach Gott die Schöpfer von dieser kleinen Kreatur, wir sind die Werkzeuge, deren sich Gott bedient hat, um dieses Geschöpf auf diese Welt hieherzusetzen. Dieses Kind, wenn es gleich itzt noch keinen Gebrauch der Vernunft hat, sondern mehr Thier als Mensch ist, so ist es doch ein menschliches Wesen: es ist ein Ebenbild Gottes, es hat eine unsterbliche Seele, es liegen eine Menge Kräfte und Fähigkeiten darin, die sich alle nach und nach entwickeln und ausbilden werden. Es kann einst, wenn ihm Gott das Leben gönnet, vielleicht noch etwas großes, es kann ein nützliches, brauchbares Mitglied des Staates daraus werden, das zu wichtigen Dingen bestimmt ist. Dieses Kind kann einst unsere Stütze, unsere Freude in alten Tagen werden. Es kann und wird einst unsern Namen, unser Geschlecht fortpflanzen. Es wird unser Hab und Gut besitzen, es wird vielleicht unseren Platz auf dieser Welt einnehmen, so daß wir doch wissen, in wessen Hände unser Eigenthum komme, und daß wir sagen können: wir haben nicht umsonst für die menschliche Gesell-

schaft

schaft gelebt, wir sterben nicht ganz aus, sondern wir haben unser lebendiges Ebenbild, wir haben einen Samen zurückgelassen, welcher der Nachwelt durch Kinder und Kindskinder in die spätesten Zeiten tausendfältige Frucht bringen kann.

Seht christliche Väter und Mütter, so könnt ihr zu euch selbst sagen, solche Gedanken und Empfindungen können und sollen bey der Geburt eines Kindes euer Herzen erfüllen. Sind das nicht äusserst rührende und trostreiche Gedanken? Sollt ihr euch also nicht glücklich schätzen, und Gott für diesen so erwünschten Segen danken? Und wenn dann dieses Kind bald nach der Geburt zum Taufstein getragen, und durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibt wird, wenn ihr denket, daß hier wieder um eine christliche Seele, um einen Jünger Jesu mehr in dieser Welt sey, und daß, wills Gott, auch in der andern Welt um einen künftigen Himmelsbürger mehr seyn werde, — wenn ihrs bedenkt, daß ihr hier diesem menschlichen Geschöpfe nicht nur sein zeitliches Leben gegeben, sondern ihm auch zu einem ewigen Leben verholfen habt, und noch verhelfen könnt, wenn ihr das alles bedenkt, christliche Eheleute, muß euch das nicht eine unaussprech-

liche

liche Freude machen, eine Freude, dergleichen euch alle möglichen Lustbarkeiten der Welt nicht verschaffen können? O diese sinnlichen Weltfreuden berauschen nur auf einige Augenblicke; aber Vater- und Mutterfreuden sind eben so rein als dauerhaft, und lassen sich nie bis zur Sättigung genießen. Erkennet also dieses Glück, und vergesset ja nicht, Gott den schuldigen Dank dafür abzustatten. Denn ihm habt ihr dieses Glück zu danken, er hat eure eheliche Liebe mit einem so theuern Unterpfand gesegnet, er hat diese Vater- und Mutterfreuden in eure Herzen gelegt, um euch für die anderwärtigen Beschwernisse des Ehestandes schadlos zu halten.

Genießet sie also und vergesset ja dabey niemals, Gott für diesen Segen zu danken. Allein ihr werdet mir vielleicht einwenden: wir wollten uns gerne dessen freuen, wenn wir nur auch wüßten, daß dieses Kind einst gut gerathen, und ein gutes Schicksal erfahren dürfte; aber so ist das sehr ungewiß, und eben diese Ungewißheit vermindert unsere Freude. Auf diesen Einwurf muß ich euch nun antworten: das Schicksal eurer Kinder hängt größtentheils von einer guten Erziehung ab. Durch diese Erziehung könnt und müßt ihr eure Freude erst vollkommen ma-

chen,

chen, und das ist noch der zweyte Punkt unserer Betrachtung.

II. Was der Täufer Johannes von seinen Eltern für eine Erziehung erhalten habe, davon meldet das Evangelium zwar eben nichts. Nur soviel sagt es, daß der Knabe nicht bloß am Leibe recht wuchs, sondern auch im Geiste, das ist, in der Erkenntniß und Ausübung des göttlichen Gesetzes immer stärker wurde. Daß aber seine Eltern, solange sie noch lebten, zu diesem Wachsthum des Geistes durch eine gute Erziehung alles mögliche werden beygetragen haben, das ist von so frommen gottesfürchtigen Eheleuten gar nicht anders zu erwarten. Zweifels ohne werden sie ihrem kleinen Johannes die Lehren der Gottesfurcht und Tugend schon frühzeitig eingeprägt, und ihn sowohl durch ihren Unterricht als durch ihr lehreiches Beyspiel zu allem Guten angewöhnet haben: und dadurch ward dann erst ihre Freude vollkommen, da sie an diesem Kinde wirklich den großen Mann heranwachsen sahen, den ihnen der Himmel verheißen hatte.

Da seht ihrs also, christliche Eheleute, was ihr zu thun habt, wenn auch ihr eure Vater- und Mutterfreuden vollkommen machen wollt.

Ihr

Ihr müßt euren Kindern eine gute Erziehung geben: denn von dieser Erziehung hångt gröſstentheils das künftige Wohl oder Wehe eurer Kinder ab. So groß also das Glück auch seyn mag, mit Kindern von Gott gesegnet zu werden, so ist es doch noch ein sehr unvollkommnes und zweydeutiges Glück, wenn nicht auch eine gute Erziehung hinzukömmt. Man sieht ja leider dergleichen traurige Beyspiele genug, was aus Kindern zu werden pflegt, wenn sie keine Erziehung erhalten. Wie viel Familien sind mit Haufen von Kindern gesegnet; aber diese Kinder wachsen oft wie das Vieh heran, so daß man wünschen möchte, sie wären nie gebohren worden. Die Eltern selbst sind oft äusserst unwissend, und von schlechten Sitten und schlechter Aufführung. Wie läßt sich nun da eine gute Erziehung erwarten? Ja wohl Unterricht, ja wohl Zucht und genaue Aufsicht auf ihre Sitten, ja wohl, daß man sie zur Schule, und zur Arbeit anhielte. Nein, die öffentlichen Strassen, die liederlichsten Gesellschaften, sind die täglichen Schulen, worin solche Kinder gebildet werden. Was Wunder, wenn sie, statt an Stärke des Geistes, wie Johannes, vielmehr von Tag zu Tag nur immer an Bosheit zunehmen, wenn sie frühzeitig ganz ausarten und zu den gräulichsten Schandthaten heranreifen, so

daß

daß oft der strafende Arm der Obrigkeit an ihnen nachher seine Pflicht thun muß, weil die Eltern zuvor ihre Pflicht so unverantwortlich hintangesetzt haben.

Fast eben so unglücklich mit ihren Kindern sind auch nicht selten manche Eltern, von welchen man es gemäß ihrem Stand und Vermögen vermuthen sollte, daß sie diesen Kindern eine bessere Erziehung geben würden, als sonst der niedrigste Haufe zu erhalten pflegt. Man verschafft zwar diesen Kindern einige Erziehung; man läßt sie manches lernen, man verwendet auch einige Kosten darauf, und doch mißlingt es mit denselben, weil man es übersieht, ihr Herz durch Grundsätze und Gefühle der Religion und Gottesfurcht zu bilden; weil man aus übermässiger Liebe ihnen zu vieles nachsieht, zu viele Freyheit gestattet, und sie zu wenig vor böser Gesellschaft und Verführung bewahrt. Und was sind nun die Früchte davon? Der Sohn wird frühzeitig durch schlechten Umgang verdorben. Er spielt, er trinkt, er verschwendet sein Erbtheil, er jagt bloß der Wollust und dem Vergnügen nach, er richtet sich vielleicht durch seine Ausschweifungen frühzeitig zu Schanden. — Das Mädchen wird eine eitle Puppe, und zuletzt eine

böse

böse Dirne, statt einer guten Hausmutter, die selbst ihre Ehre und Gesundheit schändet, und die sich und auch andere zu Grund richtet. Dieß sind nicht selten die Früchte einer schlechten, vernachläßigten Erziehung.

In solchen Fällen ist es nun freylich für Eltern ein wahres Unglück, solche Kinder zu haben, und es mögen wahrlich dieselben nicht ganz unrecht haben, wenn sie aus Verdruß und Schande oft die Stunde der Geburt solcher ungerathenen Kinder verwünschen. Aber woran liegt die Schuld? Glaubt es sicherlich: sie liegt größtentheils an der Erziehung. Gott hat diese Eltern in der besten Absicht mit Kindern gesegnet, er hat diesen Kindern oft gute Anlagen und Talente gegeben, so daß aus ihnen bey einer guten Erziehung die besten und rechtschaffensten Menschen hätten werden können. Allein bey einer schlechten Erziehung bekamen diese Talente eine schiefe Richtung: statt zum Guten wurden sie zum Bösen angewendet. Die bestgemeinte Absicht des Schöpfers wird also ganz vereitelt, und was den Eltern zum größten Glück hätte gereichen sollen, das gereicht ihnen itzt zur Schande und zur schrecklichsten Verantwortung.

Ich will dadurch nicht sagen, daß gar allemal die Schuld an den Eltern liegt, wenn die Erziehung fehlschlägt. Nein, es giebt Fälle und Beyspiele, wo noch die besten Eltern bey aller Sorgfalt doch das Unglück haben, ihre Kinder mißrathen zu sehen. Aber größtentheils und in den meisten Fällen ist doch immer der Fehler bey den Eltern und Erziehern, die sich entweder nicht genug darauf verstanden, und es nicht recht anzugehen wußten, oder wenn sie es auch wußten, doch es aus Nachlässigkeit versäumet haben.

Wenn euch daher, christliche Eheleute und Eltern! euer eignes Glück und das Glück eurer Kinder noch am Herzen liegt, so lasset euch ja eine solche Unwissenheit oder Nachläßigkeit in diesem Stücke nicht zu Schulden kommen. Haltet das Geschäft der Erziehung nicht für so unwichtig, daß es etwa allen andern Hausgeschäften und Angelegenheiten nachstehen müßte, und sorget doch für eure eigenen Kinder nicht weniger, als man sonst für die Erhaltung und Bewahrung des Viehes besorgt ist. Lasset euch hierin von euren Seelsorgern und andern verständigen Menschen eine gute Anleitung zur Kinderzucht geben. Haltet dieselben fleißig zur Schule, zur Aufmerksamkeit, zum Fleiß, zum Gehorsam, zur Ordnungs=

nungsliebe, zur Genügsamkeit an, und, was das allerwichtigste ist, sucht ihnen schon bey Zeiten eine wahre kindliche Gottesfurcht in das Herz zu prägen. Haltet sie mit aller möglichen Vorsicht vor bösen Beyspielen und Gesellen zurück, und gehet ihnen selbst jedesmal mit eignem guten Beyspiele voraus: dann könnt ihr mit Grund hoffen, daß eure Kinder gut gerathen, und daß es ihnen einst, in welchen Stand sie auch immer treten mögen, gut ergehen werde. Dann wird auch eure Mühe und Sorgfalt, die ihr auf die Erziehung verwendet habet, mit tausendfachen Freuden belohnt werden: so wie die Eltern des Johannes sich schon ehemals über ihren guten Sohn auf Erden erfreuet haben, und diese Freude itzt ewig in noch grösserm Maaße genießen. Amen.

Am

Am Dritten Sonntag nach Pfingsten.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten darüber, daß Er die Sünder aufnahm und mit ihnen aß. Luk. 15. 2.

Da seht ihr, l. Ch., im heutigen Evangelinm wieder den Geist und die Denkart der Pharisäer in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Es waren diese Leute, wie es bekannt ist, selbst grosse Sünder, sie waren so manchem Laster der Unzucht, der Ungerechtigkeit ergeben, und hätten also billig Ursache gehabt, gegen andere sündhafte Nebenmenschen etwas mehr Nachsicht und Schonung zu zeigen. Aber nein, sie waren Rechtgläubige, sie beobachteten alle Ceremonien und Nebendinge der Religion, und das wars, warum sie sich für gerecht hielten, und auf andere Sünder, die das nicht thaten, besonders auf die heidnischen Zöllner, oder sogenannte Publikanen mit Verachtung herabsahen. Darum hielten sie es für eine Schande, mit diesen Leuten umzugehen, und glaubten, sie würden durch diesen Umgang mit heidnischen Sündern verunreiniget werden.

Ja nicht genug, daß es ihnen ihr Pharisäerstolz nicht zuließ, mit solchen Sündern etwas gemein

zu

zu haben: sie ärgerten sich auch noch dazu, wenn sie sahen, daß jemand anderer mit ihnen etwas zu thun hatte, und um so mehr war es ihnen auffallend, daß Jesus mit denselben so vielen vertraulichen Umgang pflog. Sie murrten daher, sagt der Evangelist, und sprachen untereinander: Seht doch diesen Mann, wie er die Sünder so freundschaftlich aufnimmt, und mit ihnen speiset, und dieser, wollten sie damit sagen, will ein Prophet, will unser Messias seyn? Nein, gleich und gleich gesellt sich gerne, er muß selbst ein Sünder, selbst ihres Gleichen seyn, sonst würde er mit ihnen nicht so viele Gemeinschaft haben. So wußten diese Heuchler das liebvolle Betragen Jesu zu tadeln und von der bösen Seite auszulegen.

Allein was gab ihnen der Heiland auf diesen ungerechten Vorwurf für eine Antwort? Er ward gar nicht unwillig darüber, sondern um ihnen die Unbilligkeit dieses Vorwurfs begreiflich zu machen, trug er ihnen nur zwey Gleichnisse vor, das erste von einem Hirten, der seine ganze übrige Heerde verläßt, und einem einzigen verlornen Schaafe nachläuft, und wenn ers dann gefunden hat, auf seinen Schultern zurückträgt, und darüber gegen Freunde und Nachbarn eine außer-

außerordentliche Freude bezeigt; das zweyte aber von einem Weibe, welches den verlornen Groschen sucht, und da es ihn gefunden, ebenfalls die größte Freude darüber empfindet. Eben so, setzt er nun hinzu, ja noch grösser ist die Freude des Himmels und aller Engel Gottes über einen einzigen Sünder, welcher Busse thut. Wenn also der Himmel an der Bekehrung eines einzigen Sünders so vielen Antheil nimmt, wenn Gott selbst so viele Güte und Nachsicht gegen sündige Menschen hat, warum soll ich mich schämen mit Sündern umzugehen? Warum wollt ihr mir diesen Umgang übelnehmen, da ich es doch nur aus der Absicht thue, um diese Sünder zu bekehren, nicht um an ihren Sünden Theil zu nehmen?

Seht da, m. Ch., das ist die schöne Lehre, die Jesus im heutigen Evangelium den Pharisäern giebt, und die wir heute auch auf uns anwenden wollen. Wir sollen nämlich aus diesem Evangelium lernen, wie man sich gegen verirrte und fehlerhafte Nebenmenschen zu verhalten habe. Ich werde euch daher zuerst erklären, wie man solche Mitmenschen nur mit Nachsicht und Schonung behandeln müsse. Weil aber diese Nachsicht doch auch schädlich seyn könnte, wenn sie gar zu weit gieng, so will ich zweitens auch die

Grän=

Gränzen angeben, wie weit sich diese Nachsicht erstrecken dürfe.

I. Wenn uns je eine Wahrheit in dem Evangelium ausdrücklich vorgetragen und eingeschärft wird, so ist es gewiß diese, daß man seinen sündigen Nebenmenschen mit Nachsicht und Sanftmuth behandeln müsse. Denn diese Wahrheit wird durch so viele Reden und Thaten Jesu bestättiget, daß es unbegreiflich ist, wie sie die Menschen jemals mißkennen konnten. Man darf ja das Evangelium nur obenhin durchgehen, so sieht man fast auf allen Seiten, wie sich unser göttlicher Heiland gegen die Sünder betragen habe. Itzt nimmt er einen Zöllner Matthäus unter seine Jünger auf; itzt kehrt er bey einem andern Zöllner Zachäus ein; itzt vertheidigt er eine Ehebrecherin im Tempel und sagt: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! — itzt läßt er sich von einer öffentlichen Sünderin die Füße waschen; itzt speiset er mit den Pharisäern; itzt wieder mit den Zöllnern und Publikanen, worunter auch Heiden waren; itzt lobt er den Publikan, der im Tempel bethet, und erhebt ihn über den rechtglaubigen Pharisäer; itzt heißt er den Petrus seinem Mitbruder nicht nur siebenmal, sondern

sieben und siebenzig mal vergeben; itzt warnet er seine Jünger vor allem unbarmherzigen Gericht über ihre Nebenmenschen: Richtet nicht, sagt er, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so wird man euch auch nicht verdammen. Heuchler, nimm zuvor deinen Balken aus deinem Auge: dann magst du auch den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen. — Und so würden wir an kein Ende kommen, wenn wir alle die Stellen anführen wollten, wo uns Christus mit Worten oder durch sein Beyspiel Nachsicht und Schonung gegen sündige Menschen empfohlen hat.

Doch wir brauchen eben keine andern Beweise aus der heil. Schrift, sondern das allein, was im heutigen Evangelium vorkömmt, muß uns schon Beweis genug seyn; denn wie hätte wohl der Heiland seine Liebe und Barmherzigkeit gegen die Sünder stärker ausdrücken können, als da er sich mit einem Hirten vergleicht, der sein verlornes Schaaf mit so vieler Mühe aufsucht, und dann dasselbe mit tausend Freuden auf seinen Schultern wieder zurückträgt. Kann wohl noch ein höherer Grad von Langmuth und Nachsicht gedacht werden, als dieser ist?

Wenn

Wenn nun Jesus der Sohn Gottes gegen die größten Sünder und Verbrecher sich so gut, so liebreich erzeigt hat, um wie vielmehr haben wir Menschen Ursache, uns gegen unsere sündigen Mitmenschen liebreich zu bezeigen? Wenn er als der Herr und Meister, er als der Richter der Lebendigen und der Todten, als der Heiligste aller Heiligen, die schuldigen Menschen nicht gerichtet und verdammet, sondern losgesprochen hat, wie dürfen wir als Sünder, die selbst schuldig sind, uns unterstehen, unsere fehlenden Brüder zu richten und zu verdammen? O bedenke dieß doch einmal ernstlich, mein Christ, der du gegen deinen sündigen Mitbruder so hart ohne alle Schonung verfährst. Jesus nimmt die Sünder so gnädig auf: und du stossest deinen Mitbruder von dir so hartherzig hinweg. Jesus speiset mit den Sündern, er geht mit ihnen so freundschäftlich um: und du willst mit deinem Mitbruder bloß deßwegen, weil er sich in diesem oder jenem Stück vergangen hat, nicht mehr an einem Tische sitzen, oder unter einem Dache wohnen? Jesus spricht die Sünder los von ihren Sünden; und du verdammest deinen Mitmenschen, du erklärst ihn dieser oder jener Strafe würdig: ja wenn er anders unter deiner Gewalt steht, so fährst du ihn mit rauhen Worten an, du

hän=

häufest Vorwürfe auf Vorwürfe, und Verweise auf Verweise, du züchtigest ihn wohl gar mit Schlägen, oder andern schweren Strafen, und lassest ihn die ganze Schwere deiner Gewalt empfinden. Oder aber, wenn du keine Gewalt über ihn hast, wenn dein fehlender Nebenmensch etwa gar dein Vorgesetzter ist, so gießest du deinen Unwillen wenigstens heimlich aus: du zürnest und ereiferst dich im Herzen wider ihn, du lästerst unaufhörlich über ihn, du suchst ihn bey andern Menschen recht schwarz zu machen, du wünschest, über ihn schaffen zu können, um ihn nur recht empfindlich zu strafen, du bist unzufrieden mit der Obrigkeit, weil sie den Schuldigen nicht nach deinem Wunsche zur Strafe zieht, du wunderst dich, wie doch der Himmel so langmuthig zusehen, und über das Haupt deines sündhaften Nebenmenschen seine Donner zurückhalten könne, und wenn ihm dann wirklich etwas Widriges begegnet, so freuest du dich, und nimmst es als ausgemacht an, daß dieß die wohlverdiente Strafe Gottes sey. Mit einem Worte: Jesus liebte den Sünder und du hassest ihn, er suchte den Sünder zu bessern und selig zu machen, und du suchst ihn zu verderben und unglücklich zu machen. Kann itzt das wohl ein christliches Betragen heißen? Ist es nicht offenbar dem Betragen

Jesu entgegengesetzt? Kann also wohl dein vermeinter Eifer, ein wahrer, ein gottgefälliger Eifer seyn? Nein, kein christlicher, nur ein pharisäischer Eifer ist er, weil du dabey nicht Jesum, sondern nur die Pharisäer nachahmest.

Und das alles thust du als ein Mensch, der selbst voll Fehler und Mängel ist, der sich selbst in so manchen Stücken schuldig weis, der nur auf sich zu schauen hat, und der Nachsicht gegen seine eignen Schwachheiten so sehr bedarf? Du, der selbst den Balken im Auge hat, du kannst dich über den Splitter im Auge deines Bruders so ereifern? Ach, wie ist dieß möglich? Hast du denn alle Empfindung der Liebe, alles Gefühl von menschlicher Billigkeit abgelegt? Hörst du denn nicht mehr die Stimme der Natur und der Religion, die dir zuruft: Was du nicht willst, daß man dir thue, das sollst du auch andern nicht thun. — Oder wie? thut es dir denn wohl, wenn ein anderer deiner Mitmenschen über dich hergeht, dir über deine Fehler so manchen bittern Vorwurf macht, wenn er schimpft, und dir Grobheiten ins Gesicht sagt? Thut es dir wohl, wenn er dich mit Verachtung ansieht, und bey andern ins Geschrey bringt wegen diesem oder jenem Fehltritt? Thut es dir wohl, wenn man

dich ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammet, wenn man dir Schande und Unheil über den Hals wünschet, wenn man an deiner Züchtigung Freude und Vergnügen hat? Warum hütest du dich denn also nicht, deinem Nebenmenschen eben das zu thun, was du nicht willst, daß man dir thue? Glaubst du denn, dein Mitmensch habe nicht auch Gefühl wie du? Glaubst du, er empfinde es weniger schmerzlich, als du? Heißt das wohl den Nächsten wie sich selbst lieben? Kann dieß das Betragen eines Christen seyn?

Allein du wirst vielleicht einwenden: es ist wahr, ich habe auch meine Fehler; aber ich mache es doch nicht gar so arg, wie dieser und jener, ich könnte doch nicht sogar boshaft, wie er seyn, sein Betragen ist zu abscheulich, zu grell, als daß man dabey Nachsicht haben könnte, er verdient gestraft zu werden u. s. w. Dieß ist sehr oft der Vorwand, den du zu deiner Entschuldigung brauchst. Aber ich bitte dich, bedenke doch einmal, wie sehr dich deine Eigenliebe dabey täusche. Fürs erste sind oft die Sünden deines Nebenmenschen nicht allemal an sich selbst so groß, als du dir einbildest. Vieles hast du unrichtig von ihm gehört, und die Sache befindet sich nicht ganz so, wie du glaubst. Vielleicht hat man

dirs

dirs anders vorgestellt, vielleicht einen Umstand verschwiegen, oder einen andern hinzugesetzt: vielleicht hat es der Nebenmensch nicht so böse dabey gemeint: vielleicht kömmt dir das Verbrechen des Nächsten nur deßwegen so schwarz vor, weil er nicht von deiner Denkungsart, von deiner Parthey ist, weil du ihn aus andern Ursachen nicht wohl leiden magst. Und so kann es aus vielen Gründen möglich seyn, daß du dich in deinem Urtheil von der Schwere fremder Sünden betrügst. Aber gesetzt auch, daß sich alles so verhielte, und dein Nebenmensch sich wirklich gröber als du versündiget hätte: bist du wohl deßwegen schon berechtiget, auf ihn mit Steinen zu werfen? Darfst du darum keine Nachsicht mehr gegen ihn haben? O vielmehr im Gegentheil, je größer sein Verbrechen ist, desto mehr sollst du ihn bedauern: denn bilde dir nur sicher ein, wenn du an der Stelle deines Nebenmenschen, und in seinen Umständen gewesen wärest, so würdest du das nämliche wie er gethan haben. Es ist nicht dein Verdienst, sondern es ist nur ein Zufall, oder vielmehr eine Wohlthat der göttlichen Fürsehung, daß sie dich vor einer ähnlichen Gefahr und Gelegenheit bewahret hat. Setze dich nur einmal in die Lage deines Mitmenschen, bilde dir ein, du hättest eine eben so schlechte Erzie-

hung

hung, so wenig Unterricht wie er empfangen; bilde dir ein, du wärest gerade unter solchen Leuten wie er aufgewachsen, du hättest diese Bekanntschaft mit bösen Menschen gemacht, du hättest das nämliche Temperament, die nämliche Versuchung, die nämliche Denkungsart, wie denn das alles bey dir eben so leicht wie bey einem andern hätte zutreffen können. Setze dich, sage ich, in diese Lage eines andern, und dann lege deine Hand auf deine Brust, und gestehe es aufrichtig, ob es auch nur ein einziges Laster in der Welt gebe, wozu du nicht fähig wärest, wenn du dich in ähnlichen Umständen wie andere befinden würdest.

Sieh, das mußt du allzeit bedenken, so oft du deinen Nebenmenschen fallen siehst, und dieser Gedanke wird dich gewiß gegen seinen Fall nachsichtiger und mitleidiger machen. Nur kömmt es itzt darauf an, daß du bey dieser Nachsicht das rechte Maaß beobachtest; denn wenn dieses gar zu weit gienge, so könnte dieß deinem Nächsten mehr schädlich als nützlich seyn, und dieß ist noch der zweite Punkt unserer Betrachtung.

II. Es ist also ganz wider den Geist Jesu, wenn man gegen seinen sündigen Nebenmenschen gar

zu wenig Nachsicht hat. Aber es wäre auch auf der andern Seite eben so sehr gefehlt, wenn man diese Nachsicht gar zu weit treiben und ebendadurch das Laster mehr begünstigen als verhindern wollte. Es fragt sich also: wie weit darf itzt diese Nachsicht gehen, damit sie nicht auf der andern Seite schädlich werde?

Liebste Christen, die allgemeine Regel, die man hierin geben kann, ist diese, du mußt gegen deinen Nächsten so viele Nachsicht haben, als es 1tens die allgemeine Wohlfart, 2tens die Wohlfart des Nächsten, und 3tens deine eigene Wohlfart gestattet.

Ich sage erstens, so viel es die allgemeine Wohlfart gestattet: denn diese Wohlfart erfodert es, daß man gegen Sünder und Verbrecher allerley Strafen und Zwangsmittel brauche. Das allgemeine Beste geht dem einzelnen vor, und man muß das kleinere Uebel zulassen, damit das Grössere verhindert werde. — Es wäre freylich nichts mehr zu wünschen, als daß man alle Strafen in der Welt ganz entbehren könnte. Aber nachdem die Menschen nun einmal so sind, daß sie sich mehr durch Strafmittel als durch vernünftige Beweggründe vom Bösen abhalten lassen, so

ist es leider eine traurige Nothwendigkeit, diese Strafen zu gebrauchen. Wohin würde es sonst kommen, wenn alle Laster freyen Zügel und Zaum hätten, und keine Strafen mehr zu fürchten wären? — Darum hat Gott auch Fürsten und Obrigkeiten über uns gesetzt, und ihnen das Schwert der Gerechtigkeit, und die Vollmacht zu strafen übergeben. Wer also eine solche obrigkeitliche Gewalt hat, der sehe zu, daß er sie wohl gebrauche, der richte unpartheyisch über seinen Nebenmenschen, nach den Gesetzen, aber ohne Haß, und Rachsucht im Herzen, ohne Rücksicht auf die Person des Fehlenden, er mag seyn wer er wolle. Dieß ist die Sache der Obrigkeit, die um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen strenge auf Ordnung halten, und die Vergehungen der Menschen nothwendig bestrafen muß.

Zweytens, sagte ich, muß man hier auf die Wohlfart des sündigen Nebenmenschen selbst Rücksicht nehmen. Dieß haben sich besonders Eltern, Vorgesetzte, Hausväter und Hausmütter zu merken: denn sie müssen für die Wohlfart ihrer Kinder und Untergebenen besorgt seyn. Wenn sie also an diesen Kindern und Untergebenen Fehler bemerken, so ist es ganz billig, daß sie bey dem ersten oder andern Fehler Nachsicht haben, daß sie gute Worte und lieb=

liebreiche Ermahnungen brauchen, weil dadurch oft mehr, als durch Strenge ausgerichtet wird. Allein, wenn sie sehen, daß dieß nichts verfange, daß die anderen diese Nachsicht mißbrauchen wollten, um ihre Fehltritte desto freyer fortzusetzen: dann wäre die Nachsicht wahrlich am unrechten Orte; denn dadurch würde eben die geistliche Wohlfart dieser Untergebenen Schaden leiden. Da ist es also Zeit, Ernst und Zwangsmittel zu gebrauchen, doch so, daß dabey kein Haß und Zorn, keine Feindschaft im Herzen Platz habe. Da in diesem Falle muß einstweilen die Zuchtruthe ihre Dienste thun, denn es ist besser, daß der sündhafte Nebenmensch dem Leibe nach gestraft, als daß er an seiner Seele verdorben werde: so wie der Apostel Paulus von jenem Verbrecher zu Korinth, den er dem Satan auf eine Zeit lang übergeben hatte, sagt: Ich habe diesen Menschen lieber dem Leib nach bestrafen wollen, damit seine Seele dadurch gerettet werde.

Endlich drittens mußt du hier auch, mein Christ, auf deine eigne Wohlfart bedacht seyn. Denn wenn dich jemand aus Leichtsinn oder Bosheit ins Unglück stürzen, wenn er dir an deiner Ehre, an deinem Vermögen einen beträchtlichen

Scha=

Schaden zufügen sollte, so hast du das Recht, deinem Nächsten so vielen Widerstand zu thun, als zur Abwendung dieses Schadens nöthig ist. Noch mehr aber mußt du hier deine geistliche Wohlfart, die Unschuld deines Herzens bewahren. O sobald diese in Gefahr ist, so kann die Nachsicht gegen den Nebenmenschen nicht statt finden. So z. B. wenn du merkst, daß der Umgang und die Bekanntschaft mit diesem oder jenem Menschen für dich gefährlich sey, daß er dich verführen und um deine Unschuld bringen wolle, so ist es Pflicht, diesen Umgang zu vermeiden. Du mußt ihn zwar lieben, du mußt ihm deßwegen nicht feindselig begegnen, du darfst ihn darum nicht kränken noch verfolgen: aber nähere Bekanntschaft mußt du mit ihm nicht machen, weil er dich sonst verderben würde.

Seht, l. Ch., dieß sind itzt die Gränzen, über die sich die Nachsicht nie erstrecken darf. Außer diesen Fällen aber, wo weder die allgemeine Wohlfart, noch die Wohlfart des Nächsten, noch unsere eigne Wohlfart in Gefahr ist, da müssen wir nur Liebe und Sanftmuth gegen unsere Mitmenschen zeigen: dieß erfodert die christliche Liebe: dieß erfodert unser eignes Gewissen, indem wir ja auch selbst nicht ohne Feh-

ler sind: dieß hat uns Jesus durch sein Beyspiel gelehrt. Laßt uns eifern gegen Irrthümer und Laster: aber darum nicht aufhören, die verirrten und lasterhaften Brüder noch immer als Mitmenschen zu lieben. Laßt uns, wo es nöthig ist, bey Untergebenen mit Ernst und Strenge gegen Unrecht und schändliche Ausschweifung verfahren: aber selbst bey Strafe und Zwang nie leidenschaftlich zu Werk gehen, sondern bloß die Besserung derselben zur Absicht haben. Dann handeln wir als Christen und Schüler Jesu, dann sind wir würdige Kinder jenes Vaters im Himmel, der seine Sonne täglich über Gute und Böse aufgehen, und seinen Regen auf die Felder der Gerechten und Ungerechten fallen läßt. Amen.

Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Petrus antwortete und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Matth. 16.

Jesus hatte lange genug vor den Augen seiner Apostel gelehrt und gehandelt, durch Worte und Thaten lange genug gezeigt, daß er von Gott zum Heile der Menschen auf diese Erde gesandt, daß er in einem ganz besondern Sinne der Sohn Gottes sey.

Nun sollten seine Apostel einmal auch ein lautes Bekenntniß darüber ablegen, den Glauben an ihn in ihrem Herzen lebendig und durch den Mund offenbar werden lassen.

Er fragt sie also erstens, für wen ihn insgemein die Leute halten; und dann zweytens, für wen ihn sie, die Apostel, selbst hielten.

Die Leute sagten, es wäre an ihm Johannes der Täufer, oder Elias, oder Jeremias, oder sonst einer der Propheten in dieses Leben zurückgekehrt. Aber für wen haltet ihr mich?

sprach

sprach Jesus zu den Aposteln. Denkt ihr auch, wie der gemeine Haufe? — Sogleich nahm Petrus im Namen aller übrigen das Wort: „Nein, du bist mehr als Johannes, mehr als Elias oder Jeremias, mehr als irgend ein Prophet. Du bist Christus, der von Gott zu unserm Heile Auserwählte und Eingeweihte, Gesalbte, du bist ganz besonders vor allen Propheten der Liebling und Sohn des lebendigen Gottes.“

Petrus sprach dieß sehr hastig mit großem Eifer. Blieb er aber auch immer standhaft dabey? — Ach! wer sollte es glauben? eben der Apostel, welcher ietzt der erste war, Jesum für mehr, als einen Propheten, für den Sohn Gottes und Heiland auszurufen, war nachher auch der erste, sich von ihm, als wär er nicht einmal ein Prophet, oder gar ein falscher Prophet, wegzuläugnen.

Groß war der Eifer des Petrus, da er Jesum bekannte, aber nicht standhaft. Tief war der Fall Petri, da er Jesum verläugnete, aber nicht dauerhaft: sein erster Eifer reichte nicht hin, ihn vor dem Falle zu bewahren; aber sein Fall diente ihm, ihn zu einem neuen standhaften Eifer zu wecken.

Der

Der Eifer Petri, Gott und Jesum zu ehren, nach Gottes Willen und Wohlgefallen fromm und tugendhaft zu leben, dieser Eifer sey heute an dem Feste des heil. Petrus das, was wir an ihm zu unserer heilsamen Erbauung betrachten wollen. Der Eifer des Petrus vor seinem Falle soll uns zeigen, welche Mängel der Eifer oft auch bey gutdenkenden Personen haben kann; der Eifer des Petrus nach der Aufrichtung von seinem Falle wird uns zeigen, welche Eigenschaften der wahre standhafte Eifer haben soll.

Ueberall in dem Evangelium, wo wir von Petrus lesen, zeigt es sich, daß er eine ganz besondere Anhänglichkeit an Jesus, einen ganz besondern Eifer für ihn und seine Ehre bewies. Ueberall zeichnet er sich darin vor andern Jüngern aus: überall bey jedem Anlasse drängt er sich vor den übrigen Aposteln damit hervor.

Auf der See, wo Jesus einen wunderbar reichen Fischfang gewährte, waren mehrere Apostel beysamen. Aber keinen rührt das Wunder dieses Fischzugs so sehr, wie den Petrus. Er ist der erste, der ausruft: Herr, weg von mir; ich bin nicht werth an deiner Seite zu seyn, du bist ein Heiliger, und Wundermann; ich bin ein sündiger Mensch.

Ein=

Einmal wandelt Jesus auf dem Wasser in dem Dunkel der Nacht nicht weit vom Schifflein der Jünger. Kaum erkennen ihn diese, so will Petrus der erste bey ihm seyn, ruft aus allen der erste: Herr bist du es, so laß mich übers Wasser zu dir kommen.

Jesus zeigt sich auf einem Berge mit Moses und Elias in ganz besondern Lichte der Verherrlichung. Wie freut sich Petrus dieser Verklärung seines Meisters. Er will, daß er ewig in diesem Zustande und an diesem Orte bleibe, will sogleich Hand anlegen, ihm nebst Moses und Elias eine Wohnung aufzuschlagen: „Willst du Herr, so bauen wir hier drey Hütten, dir die erste, dann für Moses eine, und für Elias eine.“

Der Heiland sagt den Jüngern sein künftiges Leiden vorher. Petrus ist der erste, der ihn durchaus nicht will leiden lassen. Davor bewahre dich Gott, spricht er, das soll dir nicht widerfahren.

Viele der ehemaligen Jünger Jesu fanden einst eine gewisse Lehre von ihm zu hart, und verließen ihn. Da fragt er dann seine zwölf

Apostel, ob etwa auch sie ihn verlassen wollen. Sogleich nahm Petrus vor allen und für alle das Wort: „Zu wem wollten wir auch wohl hingehen, du hast ja Worte des ewigen Lebens." Damals sagte er schon unaufgefodert, was er nach dem heutigen Evangelium auf die ausdrückliche Frage Jesu bestättigt hat: Wir wissens und glaubens, daß du Christus der Gesalbte, der Sohn des lebendigen Gottes bist.

Gleiche Hochachtung zeigte er am lezten Abendmahle, da er sich durchaus von seinem Meister die Füsse nicht will waschen, nicht Knechtsdienste von demselben an sich verrichten lassen will; gleiche Hochachtung gegen sein Wort, da er nicht nur die Füsse, sondern auch das Haupt zum waschen darbiethet, sobald er hört, daß es durchaus sein Wille sey, ihn zu reinigen; gleiche Anhänglichkeit an seine Person, da er nach eben diesem Abenmahle Jesu betheuert: Wenn sich auch alle bey deinem Leiden an dir stossen, ich werde es nimmermehr thun: ich bin bereit, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen; gleichen Eifer und Muth, da er bey der Gefangennehmung Jesu zum Schwerte greift und ihn mit eigner Lebensgefahr retten will.

Wer

Wer hätte nun denken sollen, daß Petrus bey all diesem Eifer für Jesu doch an eben diesem Herrn und Meister untreu werden konnte? Kein Mensch würde sich nur einen Verdacht, einen Argwohn davon erlauben, wenn es nicht ausdrücklich im Evangelium stünde. Und doch geschah es. Ein Soldat, eine Magd sagt ihm, daß er ein Jünger des gefangenen Jesu sey, und Petrus läugnet es, und dieß nicht nur einmal, sondern er wiederholt seine Verläugnung dreymal; läugnet nicht nur schlechtweg mit einem: nein, ich kenne ihn nicht! sondern schwört noch dazu hoch und theuer. — Ein einziger Anfall, und hin ist sein Bekenntniß, das er von Jesu ablegte; hin alle seine Betheurungen, die er Jesu machte; hin all seine Treue, mit der er an Jesu hieng; hin all sein Eifer, mit dem er für Jesu stritt.

Es mußte seinem Eifer doch wohl etwas mangeln. Ja allerdings. Und was war dieß? Ich will es euch zu erklären suchen, und bitte euch, darauf zu merken. Denn es könnte wohl seyn, daß oft unser Eifer die nämlichen Mängel habe, und dieser Mängel wegen noch weniger standhaft, als der Eifer Petri sey.

Petrus war, wie so viele Leute, von einer hitzigen feurigen Gemüthsart. Wo etwas beson-

ders vorfiel, da rührte es ihn mehr als andre. Sein Herz schlug, sein Geblüt wallte dabey heftiger, als bey andern. Die besondre Weisheit und Eindringlichkeit der Lehren Jesu, die Kraft und Macht in seinen Thaten, die Heiligkeit in seinem Wandel, das Ansehen und die Anmuth in seiner Person machten auf ihn einen schnell erschütternden Eindruck. Und so wie der Eindruck und die Erschütterung für Jesu plötzlich war, so brach auch sein Eifer für Jesu plötzlich los.

Sein Eifer hieng also von dem jedesmaligen Eindruck ab, und dauerte, so lange der Eindruck und die Erschütterung anhielt, dann sank er aber wieder. Er war, wie jene Materien, Stroh, Flachs, die schnell Feuer fassen, aber es nicht lange behalten. Er war, wie ein Läufer, der einen Theil Wegs schnell auf das ausgesteckte Ziel zueilt, aber dann sich setzt und ruht; nicht wie ein Wanderer, der gelassen aber standhaft fortschreitet, bis er den ganzen Weg hinterlegt hat. Er war wie ein Kranker, der in der Hitze oft außerordentliche nnd mehr Stärke als ein Gesunder zeigt, aber dann, wenn die Hitze vorüber, in Mattigkeit und Ohnmacht hinsinkt. — Sein Eifer war, wie die Gewässer, die von den Platzregen entstehen, schnell an- aber auch schnell wieder

der ablaufen; nicht wie die Brunnen, Bäche und Flüsse, die ihre eigne lebendige Quelle in der Erde haben, die nie versiegen, sondern immer fortfließen. Die Quelle seines Eifers lag mehr ausser ihm, in äussern Vorfällen, Anlässen und Eindrücken, als in ihm, in seiner Seele, in festen überlegten Entschlüssen, in fortwährender guter Gesinnung.

Nun aber, l. Ch., geht es uns mit unserm Eifer nicht auch manchmal eben so? Eine Predigt macht hie und da auf uns einen Eindruck. Wir fassen gute Gedanken und Eifer gut zu leben; aber wenn Predigt und Kirche aus sind, ists auch mit dem Eifer wieder zu Ende. Eine Beicht, eine heil. Kommunion, ein Gebeth gewährt uns oft bey öffentlicher oder stiller Andacht einen besondern Trost; da fassen wir gute Gesinnungen, fühlen eine sanfte Ergebenheit in Gottes Willen, Liebe und Verträglichkeit zu allen Menschen; aber wenn Beicht und Kommunion, Gebeth und innere Rührung vorüber sind, so ist auch unsre gute Gesinnung, unsre Liebe zu Gott und Menschen vorüber. — Ein Unglück, eine Krankheit wirft uns manchmal darnieder. O da machen wir Vorsätze: „Wenn mich Gott nur dießmal rettet, will ich gewiß ihm künftig ganz anders,

als

als bisher dienen.“ Die Krankheit, das Unglück ist vorüber, alle Schwachheit und Mattigkeit vergeht, die volle Gesundheit ist da, und unsre Vorsätze sind weg. — Woher dieß? Ach unser Eifer entstand nur aus einem besondern Anlasse und Eindruck von aussen, gieng nicht aus dem Innern, nicht aus einer ganz veränderten und gebesserten Seele hervor.

Wie muß also der Eifer beschaffen seyn, damit er ein anhaltender standhafter Eifer sey? — So wie der Eifer des Petrus nach der Aufrichtung von seinem Falle war.

Kaum war er gefallen, da weinte er bitterlich; da sah er den Abgrund, in dem er lag; da sah er seine Schwachheit, die ihn sinken ließ; da sah er, wie klein die eigne Stärke wäre, die er sich vorher so groß dachte. — Da faßte er das Wort Jesu, auf das er ehehin so wenig merkte, das Wort: Wachet und bethet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.

Unser Eifer muß ein immer wachbarer, bedachtsamer — nicht ein nur hie und da plötzlich aufbrausender und dann wieder sinkender Eifer seyn. Nicht ein plötzlich brennendes und plötzlich verlöschendes

Feuer,

Feuer, sondern ein Licht, das immer brennt; nicht eine Flamme, die in den Lampen der thörichten Jungfrauen bald ohne Nahrung ist, sondern ein Licht, das in den Lampen der weisen Jungfrauen immer Oel hat.

Ein fester Entschluß muß dieses Licht anzünden, eine stette Wachsamkeit und Bedachtsamkeit muß es unterhalten. — So zündete, so unterhielt sich der Eifer Petri nach der Aufrichtung von seinem Falle. — Eifrig, aber auch wachbar und bedachtsam gieng er nun an sein großes Werk — gieng vor die heidnischen Rathsversammlungen — vor die heidnischen Gerichtshöfe — unter offenbare Feinde und falsche Brüder — er gieng hin in die Mühseligkeiten des Lebens, in die Gefahren des Todes — hin in die Kerker und Banden — hin endlich an das Kreuz selbst, an welchem er, wie die Geschichte sagt, sterben mußte. — Er fürchtet keine Macht, keinen Fürsten und König mehr; der ehemals vor einer Magd zitterte und fiel, der trotzte itzt heldenmüthig jedem Tyrannen und seinen Henkern, und gab für seinen göttlichen Meister Blut und Leben hin.

So, l. Ch., soll auch unser Eifer beschaffen seyn, wie es der Eifer des Petrus, und auch

sei=

seines nachherigen Mitapostels Paulus nach seiner Bekehrung war. Nicht eine blosse Aufwallung des Herzens, sondern ein fester Entschluß soll diesem Eifer zum Grunde liegen. Was helfen einzelne gute Vorsätze, wenn sie nicht in die That übergehen, wenn wir zur Zeit der Versuchung und Prüfung wieder davon abweichen? Eben da, in der Stunde der Prüfung, wo wir leiden und kämpfen, wo wir Schwierigkeiten überwinden, und unsere sinnlichen Leidenschaften besiegen sollten, da muß sich der wahre christliche Eifer zeigen: da wird die Ausübung unserer Pflichten erst eine Tugend und ein Verdienst vor den Augen Gottes, da können wir erst auf Lohn und Vergeltung Anspruch machen. Nur wer standhaft bis ans Ende verharrt, der wird selig seyn. Amen.

Am

Am vierten Sonntag nach Pfingsten.

Meister! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Luk. 5.

Das Fischerhandwerk, welches die meisten Jünger Jesu vor ihrem Berufe zum Apostelamt trieben, war gewiß ein mühsames und beschwerliches Handwerk, wobey sie oft Tag und Nacht wenig Ruhe, aber desto mehr Arbeit und Ungemach von Seite der Witterung auf der freyen See auszustehen hatten. Und doch war ihre Mühe öfters ganz vergebens: sie mußten manche Tage auf dieser See aushalten, ohne daß es ihnen gelang, einen beträchtlichen Fischzug zu gewinnen.

Dieß war eben der Fall, als Jesus nach der Erzählung des heutigen Evangeliums ans Ufer der See Genesareth kam und diese Fischer das Netz auswerfen hieß. Ach lieber Meister! sprach Petrus, die ganze Nacht haben wir gearbeitet, und doch nichts gefangen. Doch auf dein Wort, setzte er hinzu, will ich das Netz noch einmal auswerfen. Er that es auch mit großem Vertrauen auf das Geheiß Jesu; und sieh, die Ausbeute war nun so groß, daß sie Mühe hatten, die Menge von Fischen ans Land zu bringen.

Als

Als sie nun späterhin Jesu nachfolgten und ihr Fischerhandwerk ganz aufgaben, um nach dem Ausdruck ihres Meisters Menschenfischer zu werden, da würden sie freylich von den Lasten dieses Standes frey. Aber darum gieng es ihnen in zeitlicher Hinsicht nicht besser. Sie hatten nun statt dessen andere Arbeiten, Ungemach und Leiden zu übernehmen, wobey sie zuletzt selbst ihr Leben und Blut aufzuopfern hatten. Doch sie thaten es willig und gerne, weil sie wußten, daß der göttliche Meister ihnen diese Arbeit aufgetragen und aber auch dafür einen großen Lohn in seinem Reiche versprochen hatte. Der Gedanke: „Wir müssen das thun, und wir dürfen es nicht umsonst thun,“ machte sie stark genug, daß sie in ihrem apostolischen Berufe standhaft bis ans Ende verharrten.

Seht da, m. Ch., wieder eine zweyfache wichtige Lehre, die ihr auf euch mit Nutzen anwenden möget. Auch ihr, christliche Landleute, habt mit vielen Lasten und Beschwerlichkeiten eures Standes zu kämpfen. Ihr habt viel zu arbeiten, und doch bringt euch oft diese harte Arbeit kaum den nöthigsten Unterhalt ein. Kein Wunder, wenn manche dieses Standes überdrüßig würden, und sich nach einer ruhigern und beque-

mern

mern Lebensart sehnten. Allein laßt doch, ich bitte euch, diesen Ueberdruß nicht zu sehr in euren Gemüthern über Hand nehmen. Denkt nur bey euch selbst: wer hat euch diese Arbeiten eures Standes auferlegt, und wer wird euch dafür belohnen? — Dann werdet ihr gewiß Trost und Beruhigung finden, daß ihr geduldig darin ausharren möget.

Ich sage erstens, denket, wer hat euch diese Arbeiten auferlegt? — Eben derselbe, der dort zu den Jüngern gesagt hat; Werfet eure Netze in die See aus. Nämlich Gott, und in dessen Namen sein Sohn Jesus, der hat euch diesen Stand angewiesen, der will, daß ihr alle mit diesem Stande verbundenen Geschäfte fleißig verrichten sollet.

Er, der unendlich weise Schöpfer hat es so angeordnet, daß diese seine Erde durch die Hände der Menschen angebaut und fruchtbar gemacht werden sollte. Er hat den Bauerstand als den ersten, wichtigsten und nothwendigsten Stand eingesetzt, der mit seinem Schweise die Früchte erzeugen, und dadurch den übrigen Ständen der menschlichen Gesellschaft die Nahrung herbeyschaffen muß. Er hat es so gefügt, daß ihr in

diesem Stande geboren, und dafür erzogen würdet. Sein Wille ist es also, daß ihr in diesem Stande auch arbeiten, und die von Gott verliehene Körperkraft zu eurem Unterhalt und zum Nutzen eurer Mitmenschen anwenden sollet. Muß euch also nicht dieß allein schon zu solchen Arbeiten und Lasten eures Standes ermuntern, da ihr wißt, daß es der ausdrückliche Befehl und Wille Gottes sey; so wie er schon zum ersten Menschen gesagt hat: Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts genießen? Sollt ihr da nicht auch mit Petrus ausrufen: Herr! in deinem Namen will ich das Netz auswerfen: — auf dein Geheiß, weil du es so verlangst und gebiethest, will ich an meine Arbeit gehen, dir zu Lieb will ich mein Tagwerk verrichten?

Ja gewiß! wenn ihr so denkt, und bey eurer Arbeit zu Gott aufblicket, der euch dieselbe aufgetragen hat, dann werdet ihr dieselbe nicht aus blossem Zwang, wie eure Lastthiere, sondern desto leichter und williger verrichten, weil ihr sie auf diese Art im Namen Gottes und seinem heiligen Willen gemäß verrichtet.

Allein manche unter euch werden mir da einwenden: wenn nur diese Arbeiten nicht oft

gar

gar so sauer und beschwerlich wären! Und warum treffen diese Lasten und Beschwerden gerade nur unsern Stand am meisten, da doch tausende von Menschen in andern Ständen ungleich weniger Lasten zu tragen, und doch im Ueberfluß zu leben haben.

Ich gestehe euch, l. Ch., die Lasten und Mühseligkeiten eures Standes sind allerdings sehr groß und abschreckend. Aber sie sind darum nicht ganz unerträglich, sondern was tausend andere fleißige Landleute bisher geleistet haben, das werdet auch ihr bey gesunden Kräften und bey fleißiger Anstrengung zu leisten im Stande seyn. Und glaubt ihr denn, daß andere Stände nicht auch eben so gut ihre Lasten haben, wie sie der eurige hat? O seyd versichert, jeder Stand, vom Bauer bis zum Fürsten hinauf, hat seine Arbeiten und seine Plagen, und wenn auch gleich bey andern Ständen die körperliche Anstrengung nicht so groß ist, so sind doch dabey die Arbeiten des Kopfes und Geistes, so wie auch oft die Sorgen und Verdrießlichkeiten nur desto größer, so daß ihr gar nicht Ursache habt, dieselben um ihre Vorzüge zu beneiden. In allen Ständen muß man arbeiten und sich anstrengen. Dazu sind wir in dieser Welt. Wer nicht arbeitet,

beitet, sagt der heil. Paulus, der soll auch nicht essen; und wenn es auch andererseits viele Menschen giebt, welche wenig arbeiten und desto mehr von fremder Arbeit in Ruhe und Schwelgerey genießen, so sind solche Menschen wahrlich nicht zu beneiden, sondern vielmehr zu bedauren, weil sie meistens sich selbst durch Müßiggang und Ausschweifung zu Grund richten, und sich in jener Welt eine große Verantwortung und ein schweres Gericht zuziehen; denn Gott wird einst jeden faulen Knecht, der hier sein Pfund müssig vergräbt, eben so bestrafen, wie er jeden treuen fleißigen Arbeiter belohnen wird: und dieß ist der zweyte trostreiche Gedanke, der euch die Arbeiten eures Standes am besten erleichtern soll.

Gott will, daß wir hier arbeiten, aber er läßt uns diese Arbeiten nicht umsonst thun: er, der diese Arbeit befiehlt, weis sie auch zu belohnen; er belohnt sie mit zeitlichem und mit ewigem Lohne. — Mit zeitlichem Lohne durch mancherley Vortheile, welche diese Arbeit dem fleißigen gewährt. Deine Arbeiten, christlicher Landmann, sind zwar vielfach und schwer. Aber dadurch verschaffst du auch dir und deiner Familie ein ehrliches Auskommen, so wie auch dort die Jünger Jesu vor ihrem Apostelamt vom Fischerhand-

werke ehrlich gelebt haben; du erwirbst dir dadurch dein eignes Stück Brod, und darfst niemanden vor die Thüre kommen. Auch bleibst du dabey, wenn die Anstrengung nicht gar zu groß ist, weit gesünder, als der träge Müßiggänger, und der Genuß von Speis und Trank, den du redlich verdient hast, schmeckt und gedeiht dir nach der Arbeit ungleich besser. Du gewinnest überdieß durch deinen Fleiß die Achtung uud das Zutrauen vieler Menschen, du wirst als ein emsiger, geschickter und brauchbarer Arbeiter oder Hausvater von Billigdenkenden geschätzt und gesucht, und findest auf diese Art ein besseres Fortkommen, als du sonst ohne diesen Fleiß würdest gefunden haben.

Freylich dieser zeitliche Lohn ist oft sehr schmal, die Früchte der ländlichen Arbeit sparsam und dabey uoch ungewiß. Ein einziger Hagel, ein Mißwachs, eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, oder ein Kriegsungewitter kann dir diese Früchte deines Schweißes zerstören, und du kannst dich dann bey all deiner Mühe doch nicht ganz von Noth und Sorgen erwehren.

Allein darum ist ja doch deine Arbeit nicht ganz fruchtlos und unbelohnt. Es giebt ja noch einen höhern und bessern Lohn, als jenen zeitlichen,

chen, — es giebt einen ewigen himmlischen Lohn, der dir gewiß sicher bleibt, und den dir schlechterdings kein Zufall rauben kann. Nur mußt du bey deiner Arbeit auf diesen Lohn Rücksicht nehmen: nur mußt du nicht bloß wie ein Lastthier nur aus Zwang und um des Futters willen arbeiten, sondern auch aus Liebe zu Gott, der dich in diesen Stand gesetzt, aus Achtung für sein heiliges Gesetz, das dir diese Arbeiten geboten hat; du mußt also im Namen Gottes, im Vertrauen und mit steter Rücksicht auf Gott deine Arbeit verrichten, dann hast du immer dabey ein großes Verdienst vor den Augen Gottes; und dieses Verdienst bleibt immer gleich groß, es mag dir dann deine Arbeit in zeitlicher Hinsicht gelingen oder mißlingen, sie mag dir viel oder wenig, oder gar keinen Gewinn einbringen: du hast darum doch nicht umsonst gearbeitet. Gott weis und kennt dein redliches Bemühen: du bleibst dir immer bewußt, deine Schuldigkeit gethan zu haben, und wenn dir daher der zeitliche Lohn und Segen manchmal ausbleibt, so wird dieß eben jener höhere Lohn im Reiche Gottes einst reichlich ersetzen. Kein Schritt und Tritt, keine Bemühung und Anstrengung, die du aus christlicher Pflicht übernommen hast, wird dir unbelohnt bleiben.

Seht,

Seht, m. Ch., diese trostreiche Lehre und und Wahrheit ergiebt sich aus dem heutigen Evangelium. Dieser zweyfache Gedanke: Gott heißt uns arbeiten und belohnt uns für diese Arbeit, muß uns ferners zur fleißigen Erfüllung unserer Standespflicht ermuntern. Habt also diese Wahrheit stets vor Augen: lebt zufrieden mit eurem Stande und traget die Lasten desselben unverdroßen fort, bis Gott sie euch endlich abnimmt, und euch dort in jener Welt einen höhern Wirkungskreis anweiset, nach jenem Ausspruch des Evangeliums: Wohl dir du guter und getreuer Diener, weil du im wenigen getreu gewesen bist, so will ich dich über vieles setzen, geh ein in die Freude deines Herrn. Amen.

Am fünften Sonntag nach Pfingsten.

Wie wichtig ist das wieder, was uns Jesus im heutigen Evangelium lehrt, und wie sehr ist es zu wünschen, daß ihr dieß ein für allemal recht faßt, euch ans Herz legt, und darnach zu thun strebt. Er lehrt uns da unsre erste Hauptpflicht: und wo-

worin besteht diese: „Sey gegen jedermann gerecht, füge niemanden Unrecht oder Leid zu, und wenn du es gethan hast, so mach es wieder gut, und lege alle ungerechte feindselige Gesinnung ab.“

Dieß prägt uns Jesus ein, und zwar als unsre erste Hauptpflicht.

Die jüdischen Gesetzlehrer und Pharisäer hatten von dieser Pflicht auch etwas gelehrt — aber nur etwas, nicht alles; nur halb, nicht ganz und vollständig. — Sie sagten: „man muß keine grobe ungerechte Handlung thun, nicht jemand am Leben schaden, nicht tödten, sonst fällt man dem Richter und der richterlichen Gerechtigkeit zur verdienten Strafe in die Hände.“ — Sie sagten: Man muß nicht nur in der That, sondern auch mit Mund und Wort nicht beleidigen, man muß gewisse Schimpfwörter meiden; sonst kann man abermals vors Gericht gezogen, und bestraft werden.

So sprachen die Pharisäer und jüdischen Gesetzlehrer, und was spricht Jesus? — Nicht nur einige Schimpfwörter, sondern alle — nicht nur jene groben, ungerechten Handlungen, die wie z. B. der Todtschlag strenge vor menschlichen Ge-

richten

richten bestraft werden, sondern alle — nicht nur alle Worte, die beleidigen, alle Handlungen, die schaden, sondern auch aller Haß und Groll, jeder Wunsch und freywillige Hang zu beleidigen und zu schaden: kurz nicht nur das, was von den menschlichen Gerichten und Richtern bestraft wird, sondern auch alles das, was vor dem göttlichen Gesetzgeber und Richter strafbar ist, dieß alles soll von uns sorgfältig vermieden werden. Hier aber bey dem Gericht Gottes wird nicht nur das beleidigende Wort, das man laut redet, nicht nur jede ungerechte That, die man sichtbar thut, sondern auch der geheime feindselige Gedanke bestraft, den man im Herzen nährt. Ich aber sage euch: Wer über seinen Feinde zürnt, der ist schuldig des Gerichts, und wer zu seinem Bruder sagt Raka — oder gar du Narr: — Das heißt, wer seinen Mitmenschen aus gehäßiger Verachtung grob beschimpfet, und ihn durch Spott und Lästerung empfindlich kränkt, der verdient von dem Rathe oder durch das höllische Feuer bestraft zu werden.

Dieß ist jedes Menschen erste Hauptpflicht, niemanden ungerecht mit Wort oder That begegnen, niemanden Böses im Herzen wünschen

oder wollen. Und warum ist dieß eine Hauptpflicht? wodurch sagt dieß Jesus? — Hört es: „Wenn du wirklich deine Gabe am Altar zu opfern bereit bist, und du dich erinnerst, daß dein Bruder eine Klage gegen dich habe, so geh hin und versöhne dich mit ihm: dann erst komm und opfere deine Gabe.“

Was ist nun nach dieser Lehre Jesu das erste? Was geht dem andern vor? — Das Unrecht gut machen, und sich versöhnen, dieß ist das erste. Es heißt nicht: opfere zuerst, und dann versöhne dich — sondern es heißt, versöhne dich zuerst, und dann komm deine Gabe zu opfern.

So geht denn also das Unrechtmeiden, das Gutmachen des Unrechts, das Versöhnen wirklich dem Gottesdienste, dem Gebethe, und Kirchengehen vor? — Ja so sagt Jesus. — Hätte es ein anderer gesagt, wir würden es vielleicht schwerlich glauben, — wir würden sagen, und vielleicht denken wir's auch itzt noch: „Muß man den Menschen mehr achten als Gott, dann Gott und Gottesdienst verlassen und zum Menschen hingehen, um sich mit ihm auszusöhnen? — Ist nicht

das erste Geboth: liebe Gott, und dann erst das zweyte: liebe deinen Nächsten — und Jesus sagt: versöhne dich erst mit dem Menschen, und dann komm zum Altar und erweise Gott da deine Achtung, Ehre und Liebe?

Wie sollen wir dieß nehmen? Seht, dem wahren Begriffe gemäß, den wir uns von der Liebe Gottes machen sollen, ist die Sache so zu nehmen.

Freylich müssen wir Gott mehr als die Menschen und alles andre achten und lieben — aber eben darum das Unrecht, die Feindseligkeit gegen Menschen zuerst aufheben, und unsre Liebe gegen sie zuerst erneuern. — Gott können wir nicht wehe thun, aber dem Menschen; Gott kann man keinen eigentlichen Dienst erweisen, aber dem Menschen. — Weil nun Gott von uns nichts bedarf, so weiset er uns an den Menschen an, der sie bedarf — was ihr ihm thut, das habt ihr mir gethan — wenn ihr ihn beleidigt, so habt ihr mich beleidiget, wenn ihr euch mit ihm aussöhnt, so söhnt ihr euch mit mir aus. Den Nächsten lieben, heißt also auch Gott lieben — den Nächsten lieben, heißt Gottes Geboth thun, und diese Erfüllung des göttlichen Gesetzes macht

ja die Liebe Gottes aus. Nun das erste, was zur Liebe gehört, ist, daß man kein Unrecht zufüge, oder, wenn mans gethan, wieder vergüte und sich mit dem beleidigten Bruder aussöhne. Dieß ist also die Hauptpflicht, die wir zuerst erfüllen und wodurch wir vorzüglich unsre Achtung und Liebe zu Gott beweisen müssen.

Ich will euch dieses in einem Gleichnisse noch deutlicher darstellen. Denkt euch, ein Vater hat mehrere Kinder, eines unter ihnen beunruhigt, schimpft, schlägt öfters seine Geschwisterte — aber dafür läuft es so oft, als es kann, dem Vater zu, will sich einschmeicheln, küßt, umarmt ihn und sagt immer: Vater ich liebe dich vom Herzen. — Seht da das Bild eines Menschen, der Böses den Mitbrüdern thut, aber dafür in die Kirche kömmt, bethet, opfert, und sich einzuschmeicheln sucht. — Was wird der kluge und weise Vater zu einem solchen Kinde sagen: „Weg von mir, ich mag dich nicht vor meinen Augen sehen — du bist nur ein verächtlicher Schmeichler — du sagst, du liebest mich, zeige es einmal in der That, gehorche meinem Willen; mein erster Befehl ist, dich gut mit den Geschwistern zu betragen — du hast sie beleidigt, du hast mich beleidigt — geh hin, bitte ab, und versöhne dich, thu es

nicht mehr — und dann komm und umarme mich, dann bist du mein Kind, das mich liebt, und das ich freudig an mein Herz drücken will.

So sagt ein kluger irdischer Vater, und so denkt auch der himmlische Vater, so Jesus Christus sein Sohn. — Gott lieben ist das erste Geboth; aber um Gott zu lieben, ists die erste, die Hauptpflicht — seinen Kindern, den Mitmenschen kein Unrecht anthun, weder mit That und Worten, noch auch in blossen Gedanken — und wenn man ihnen unrecht angethan hat, so muß man es vor allem wieder gut machen, man muß sich aussöhnen, man muß allen Groll, alle Feindseligkeit ablegen, und so erst mit einem friedlichen Herzen dem Gottesdienst abwarten.

Laßt uns nun, l. Ch., diese Lehre Jesu nur gleich heute auf uns selbst anwenden. Wir haben uns eben hier vor diesem Altar versammelt, wir wollen hier Gott das heiligste Opfer des neuen Bundes darbringen. Wie ist nun da unser Herz beschaffen? Ist kein liebloser Geist, keine Feindschaft darin? Erinnert uns unser Gewissen an kein grobes Unrecht, das noch nicht vergütet worden? Hat Niemand sich mit Grund über uns zu beschweren, und Genugthung zu fo-

dern?

dern? — O wo dieß der Fall ist, wem ein solcher Haß im Herzen glimmt, und wer noch zur Aussöhnung und zum Schadenersatz sich gar nicht verstehen will, der trete lieber gleich von diesem Altar hinweg, der lasse das Opfer einsweilen beyseits: er geh zuvor hin und versöhne sich, und machte das verübte Unrecht wieder gut, und nur dann erst komme und bringe er sein Opfer dar, nur dann erst, wenn das Herz von Haß und Groll gereinigt und der Mitbruder versöhnt ist, wird der Gott des Friedens, der Liebe und Barmherzigkeit dieses Opfer mit Wohlgefallen aufnehmen, und uns auch mit der Liebe einmessen, womit wir unserm Nächsten ausgemessen haben. Amen.

Am sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Bey vier tausend Menschen waren es, Weiber und Kinder, wie Matthäus sagt, nicht mitgerechnet, welche Jesus nach dem heutigen Evangelium, mit sieben Broden und wenigen Fischlein speiste. Drey Taga harrte diese große Menge Volks bey Jesu aus. Diese Zeit über war es sein Geschäft, die Kranken unter ihnen

zu heilen, die Unwissenden zu lehren, und endlich die Hungrigen zu speisen.

Auch wir können an der Wohlthat, welche von Jesu diesem Volke wiederfuhr, einen ganz vorzüglichen Antheil nehmen. Zwar steht es nicht bey uns, wenn wir krank sind, durch ein Wunder Jesu geheilt, wenn wir hungrig sind, durch wunderbare Vermehrung des Brodes gesättigt zu werden. Aber dieß war auch nicht das Einzige, was er dem ausharrenden Volke Gutes that. Wie gesagt, nebst dem, daß er die Kranken heilte, die Hungernden speiste, war auch noch dieß sein Geschäft, daß er die Unwissenden lehrte. Wie er den kranken Körper gesund machte, so suchte er auch durch seine Lehre die kranken Seelen zu heilen, wie er den matten Körper durch Nahrung stärkte: so suchte er auch durch seine Lehre die matten, wankenden Seelen zu stärken. Und dieß war gewiß nicht die kleinste, sondern die vorzüglichste aus diesen dreyen Wohlthaten, um so vorzüglicher und schätzbarer, je gewißer die Seele mehr als der Leib, die Gesundheit und Stärke der kranken schwachen Seele mehr, als die Gesundheit und Stärke des Leibes ist.

Nun.

Nun gerade an dieser vorzüglichen, schätzbarsten aller Wohlthaten können auch wir noch Theil nehmen.

Wir können von der liebenden Handauflegung Jesu, die ihnen wiederfuhr, nichts empfinden, von den sieben Broden, die er ihnen vermehrte, nicht mehr mitessen; aber wir können von der Lehre, die sie hörten, auch uns belehren, unsre Seelen erleuchten, und zum ewigen Leben stärken.

Nun so laßt uns diese Lehre Jesu vor uns nehmen. Was für eine schöne, heilige, liebenswürdige, schätzbare Lehre ist das, was er im Evangelium vorgetragen hat! Wie weit anders, wie weit besser und glückseliger würden die Menschen auf dieser Erde leben, und in einer andern Welt werden, wenn sie diese Lehre recht achten und befolgen wollten: — dieß werden wir immer besser einsehen, je mehr und öfter wir über diese Lehre selbst nachdenken, und in den Geist derselben eindringen. Tausende und abermal tausende von Menschen aus allen Ländern und Religionen, welche sich mit dieser Lehre vertraut machten, haben die Kraft und seligste Wirkung davon empfunden.

Gewiß es ist eine der größten Wohlthaten für das Menschengeschlecht, daß sich diese Lehre nach dem Tode Jesu immer mehr und mehr in der Welt ausgebreitet hat. Und eben die Art und Weise, wie sie ausgebreitet wurde, ist wieder äußerst sonderbar, und zeigt von dem weisen Gange der göttlichen Vorsehung. Hört wie es dabey zugegangen ist.

Jesus der Heiland kam zwar dazu auf diese Erde, um das Licht der Welt zu seyn, um alle Menschen zu erleuchten; indessen lehrte er doch nur die drey letzten Lebensjahre, und zwar nur im kleinen Lande der Juden. Er verlor aber darum die übrige Erde, die übrigen Völker und Länder des Erdkreises nicht aus den Augen. Er gesellte sich mehrere Jünger, und aus diesen besonders zwölf vorzügliche Freunde zu, die er Apostel, nach unserer Sprache Abgesandte, und zwar darum so hieß, weil sie seine Abgesandten an die Menschen seyn, und statt seiner, in seinem Namen seine Lehre allenthalben auf der Erde durch sich, und durch ihre Nachfolger verbreiten sollten. Diese waren seine beständigen Begleiter, die fleißigsten Hörer und Seher seiner Lehren und Thaten, und sie erhielten hierüber manche Aufklärung, welche das übrige Judenvolk nicht erhielt.

Als ihr Meister nach seinem Tode wieder vom Grabe erstand, wollte er ihnen noch mehr Licht über seinen ehemaligen Unterricht, über alle seine Thaten und Schicksale ertheilen. Zugleich gab er ihnen noch vor seinem Wegscheiden von dieser Erde den nachdrücklichen Auftrag, sich über die ganze Erde zu verbreiten, alle Völker zu lehren, und jene, die seine Lehre annehmen würden, zu seinen Jüngern durch die heilige Taufe einzuweihen. Sie sollten zwar damit noch solange zuwarten, bis nach seiner Auffahrt der göttliche Geist über sie kommen würde. Als aber dieß an dem bald darauffolgenden Pfingstfeste geschah, so fiengen die Apostel noch an dem nämlichen Tage ihr Predigtamt in der Hauptstadt Jerusalem an, und zwar mit solchem Erfolge, daß sich bald viele tausende der Juden zu ihrer Lehre, die die Lehre Christi war, bekannten, und in solcher Gottesfurcht, Eintracht und Liebe zusammen lebten, daß sie ein Herz und eine Seele zu haben schienen.

Die Pharisäer und Sadduzäer, die Vornehmsten und der hohe Rath der Juden, die ehemals Jesum verfolgten, erhoben sich nun auch wider die Apostel Jesu. Es entstand wider sie und die neuen Gläubigen eine schreckliche Verfolgung, die

an

an Grausamkeit immer mehr zunahm. Die Apostel wurden gegeiselt, Stephanus gesteinigt, Jakobus durch das Schwert hingerichtet, Petrus zu einem gleichen Tod in den Kerker geworfen, aber noch durch einen Engel befreyet, die Gläubigen in und ausser Jerusalem überall zum Kerker und Tode aufgesucht. Wer sich hiezu ganz besonders gebrauchen ließ, und sich in Verfolgung der neuen Anhänger Jesu sehr erfrig erwies, war Saulus, nicht lange hernach Paulus genannt. Denn als er eben in dieser Verfolgungsabsicht nach der Stadt Damaskus reisete, erschien ihm auf dem Wege Jesus der Heiland, schalt ihn aus über seinen Verfolgungseifer, und machte aus diesem grausamen Verfolger seiner Jünger einen so eifrigen Apostel seines Evangeliums.

Seht, wie wunderbar die göttliche Vorsehung ihre Absichten auszuführen weiß. Eben die Verfolgung, durch welche man in Jerusalem und im Judenlande das Christenthum zu unterdrücken suchte, diente dazu, um es noch mehr zu verbreiten. Denn eben die Verfolgung machte, daß sich die Apostel und Jünger Jesu von Jerusalem weg in andere Städte und Länder begaben, und überall, wo sie hinkamen, erst den

Juden in den Synagogen, die sie in den meisten Städten Griechenlandes und des römischen Reichs hatten, dann auch den Heiden predigten. Der neue Apostel Paulus machte hiezu mit Barnabas große Reisen, kam nachmals, wie Petrus, eben durch eine neue Verfolgung, und als ein Gefangener bis nach Rom, warf allda mit andern Christen und mit Petrus den Saamen der christlichen Lehre mit so großem Segen aus, daß im dritten Jahrhunderte nach dem Tode Jesu schon selbst ein römischer Kaiser Constantinus ein Christ wurde, nnd dadurch dem Christenthum einen um so leichtern Eingang ins ganze römische Reich bahnte, da sich dieses Reich damals beynahe über die ganze bekannte Welt erstreckte.

Zuvor aber lange Zeit gieng es seiner Lehre und dem Christenthum nicht besser, als es Jesu dem Stifter davon anfangs selbst ergangen ist. Kaum gebohren, gleich im Anfange des Lebens, schon in der Wiege ward er verfolgt — und gleich im Anfange seiner Ausbreitung, gleichsam schon in der Wiege ward auch das Christenthum verfolgt. Aber auch gleichwie Christus eben durch Kreuz und Leiden zu seiner Herrlichkeit eingieng, so gelangte auch das Christenthum eben durch Verfolgung zu seiner höchsten Ausbreitung und

Ehre. Mit jedem Christen, der um der Verfolgung willen anders wohin flüchtig gieng, ward auch die christliche Lehre, das Christenthum dahin getragen und dort gepredigt. Durch jeden Druck, durch jede Marter, die die christlichen Lehrer und Gläubigen standhaft trugen, wurden viele andre erbaut, oft bekehrt. — Das Blut, sagte ein damaliger Schriftsteller, das Blut, das die Martyrer vergießen, ist wie ein Saame, aus dem wieder neue Christen entstehen. Und so hat sich das Christenthum seit dem dritten Jahrhundert, wo endlich die blutige Verfolgung nachließ, immer weiter von einem Lande zum andern fortgepflanzt; so ist es aus Judenland in andere Länder und Provinzen von Asien, so von diesem asiatischen Welttheile nach Afrika und nach Europa übergegangen. Immer gab es von Jahrhundert zu Jahrhundert mehrere würdige Nachfolger der Apostel und Glaubensprediger, die ein Land nach dem andern zum Christenthum zu bekehren suchten. So kam dann diese heilige Religion schon vor mehr als tausend Jahren auch in unser deutsches und dann in unser bairisches Vaterland, und hat sich, dem Himmel sey Dank! darin auch so lange Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten.

Seht

Seht da, l. Ch., wie wunderbar Gott die Ausbreitung der christlichen Lehre in der Welt veranstaltet, und wie er eben anfangs die schrecklichste Verfolgung Jesu und seiner Jünger als Mittel zur Verherrlichung seines Namens gebraucht hat.

Laßt uns also Gott innigst vom Herzen danken, daß er auf diese Art auch unser liebes Vaterland mit dieser seligmachenden Lehre Jesu beglückt hat; laßt uns danken, daß er auch uns im Schoose dieser christlichen Kirche gebohren und erzogen werden ließ. Aber laßt uns ja darum nicht denken, daß mit unserer Taufe und ersten Aufnahme in die christliche Kirche schon alles geschehen sey. Nein, nicht bloß auf den christlichen Namen, den wir bey der Taufe erhalten, sondern hauptsächlich darauf kömmt es an, daß wir diesen Namen auch würdig führen, daß wir uns in unserm Wandel und Leben als wahre Christen zeigen, daß wir die Lehre Jesu aus dem christlichen Unterricht immer besser kennen und auch in der That selbst ausüben lernen. Dieß sey also unser ernstlichstes Bestreben, dieser heiligen Lehre gemäß zu leben, und alle derselben zuwiderlaufenden Irrthümer, Sünden und Laster sorgfältig zu vermeiden, oder zu verbessern. Dadurch

durch wird das Christenthum für uns erst eine wahre Wohlthat: und dieß ist unstreitig der beste, gottgefälligste Dank, den wir für diese unschätzbare Wohlthät erstatten mögen. Amen.

Am siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Nicht ein jeder, der zu mir spricht: Herr! Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern nur der, welcher den Willen meines Vaters im Himmel thut. Matth. 7. 21.

Unstreitig ist das, was wir so eben gehört haben, eine der allerwichtigsten Stellen im ganzen Evangelium; denn da wird eigentlich der rechte Stand= und Gesichtspunkt angegeben, woraus man die wahre Gesinnung Jesu und den Geist seiner Religion kennen lernt. Zuerst warnt da der göttliche Lehrer seine Jünger vor den falschen Propheten, die im Schaafpelz einhergehen, aber im Herzen nichts als raubgierige Wölfe sind: das heißt, vor jenen falschen Lehrern und Betrügern, die sich schon damals zu selber Zeit für seine Jünger ausgaben, und unter seinem Namen allerley Irrthämer ausstreuten, um sich Geld und An=

Ansehen zu verschaffen. Ihr mögt solche Leute an ihren Früchten erkennen, sagt er, so wie man einen Baum an seinen Früchten kennt; und was er durch diese Früchte gemeynt habe, das zeigt sich sogleich aus der darauffolgenden Stelle, wo es heißt: Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird eingehen ins Himmelreich: sondern nur der, welcher den Willen weines Vaters thut, der im Himmel ist. Das will sagen; nicht ein jeder, der an mich glaubt, und mir nun auch manche Ehre erweiset, ist darum schon mein Jünger, sondern nur derjenige, der nach meiner Lehre auch handelt, der in allen Dingen den Willen und das Gesetz meines himmlischen Vaters vollzieht, nur der kann auf das Himmelreich oder auf jene Seligkeit Anspruch machen, die Gott allen guten und gerechten Menschen zugedacht hat.

Also die Befolgung des göttlichen Willens oder eine dem Gesetz Gottes angemessene Aufführung ist eigentlich die Frucht; ist das rechte Kennzeichen, woran Christus seine wahren Jünger erkannt wissen wollte. Und das meine Christen ist auch itzt noch der sicherste Probierstein, wonach wir nicht nur unsere Lehrer, sondern vorzüglich auch uns Schüler selbst prüfen sollten.

Nicht

Nicht bloß der Glaube allein, nicht bloß einzelne gute Werke und verdienstvolle Handlungen machen schon den wahren Christen aus, sondern um ein guter Christ zu heißen und auf das Himmelreich einen Anspruch zu haben, muß man alle Lehren und Vorschriften der Religion ohne Ausnahme befolgen: man muß durchaus alle Gebothe halten, ohne auch nur ein einziges davon hintanzusetzen.

Dieß ist es, l. Z., was ich euch heute recht erklären und nachdrücklich ans Herz legen möchte. Höret diese Erklärung mit Aufmerksamkeit und willigem Herzen!

So ausgebreitet das Christenthum in der Welt ist, so beschränkt sind doch auf der andern Seite die Begriffe, die man sich von diesem Christenthum macht. Millionen von Menschen nennen sich Christen, und schätzen sich mit Recht glücklich, diesen Namen zu tragen. Aber wenn man sie auf der Stelle fragte, was denn eigentlich dieses Christenthum sey, so würden vielleicht wenige eine bestimmte und richtige Antwort darauf zu geben wissen. Viele, ja man darf sagen, die meisten haben von der christlichen Religion eine ganz schiefe und einseitige Vorstellung, indem

sie

sie das, was nur ein Theil dieser Religion ist, schon gleich für die ganze Religion selbst halten, und folglich auch in der Ausübung ihrer christlichen Pflichten sich nur mit einem Theil derselben begnügen.

So, z. B., diejenigen, denen bey einer schlechten Erziehung und Geistesbildung nichts leichter vorkömmt, als alles zu glauben und alle vorgeschriebenen Gebräuche zu halten, betrachten das Christenthum nur als einen Haufen von gewissen Glaubensartikeln und Zeremonien. Weil sie nun jene Artikel also mit glaubigen Herzen annehmen, und diese Zeremonien äusserlich beobachten, so glauben sie ihre Christenpflicht schon größtentheils erfüllt zu haben, und sehen alle übrigen Sitten, Lehren und Gebothe des Evangeliums nur wie eine Nebensache an.

Andere hingegen, die sich schon etwas mehr Geistesbildung zutrauen, wollen vom Glauben und vom äusserlichen Gottesdienste fast gar nichts mehr hören; sondern nur allein die Erfüllung der sittlichen Gebothe halten sie für das wahre Christenthum; und auch unter diesen Gebothen machen sie wieder einen Unterschied. Diejenigen Gebothe nämlich, die ihrem Temperamente, ihren

ten Neigungen gar nicht entgegen sind, und deren Haltung sie leicht ankömmt, diese sehen sie für die Hauptsache des Christenthums an. Hingegen jene Gebothe Gottes, die ihren sinnlichen Begierden und Neigungen gar nicht behagen, wo sie also erst viele Mühe und Selbstüberwindung sich müßten kosten lassen, die rechnen sie nicht so sehr zum wahren Christenthume: über diese, meynen sie, könnte man sich immer hinwegsetzen, nnd doch dabey ein guter Christ seyn. Dieß sind die falschen Begriffe, die noch unter einem großen Theile unserer heutigen Christen herrschen; dieß ist die bequeme Art und Weise, wie man sich mit seinem Christenthum und Gewissen abfindet, ganz nach Art jener ehemaligen Pharisäer und Sadduzäer, die auch vom Gesetze nur das annahmen uud hielten, was ihnen taugte, aber alles andere, was ihnen nicht anständig war, gemächlich davon ausmerzten.

Ach! wie wenig kennen noch solche Menschen das wahre Christenthum! denn dieses besteht ja wesentlich darin: daß man alle Gebothe Gottes ohne Ausnahme halte, und alle Pflichten erfülle, mögen sie uns leicht oder schwer dünken. Wenn euch diese Behauptung gar zu strenge und übertrieben scheint, so denket nur selbst der Sa-

che

che reifer nach, und stellt an euch die zweyfache Frage: wer hat uns diese Gebothe gegeben? und warum hat er sie uns gegeben? und ihr werdet dann bald finden, daß es durchaus nothwendig sey, nicht bloß einige, sondern alle Gebothe Gottes ohne Unterschied zu halten.

Wer hat uns diese Gesetze gegeben? — Gott ist es, der sie uns gab, und durch seinen Sohn Jesum bekannt machte. Gott ist es, der uns befohlen hat: du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst wider deinen Nächsten kein falsches Zeugniß geben, du sollst niemal im Herzen des Nächsten Frau oder Hab und Gut verlangen. Gott ist es, der uns befohlen hat, daß wir ihn von ganzem Herzen und unsern Nächsten wie uns selbst lieben, daß wir andern alles thun, was wir wünschen, daß uns geschehe, daß wir niemand kränken und beleidigen, daß wir auch unsern Feinden vergeben, daß wir den Armen und Nothleidenden beyspringen sollten: Gott ist es, der uns befohlen, daß wir unsere sinnlichen Begierden mäßigen, daß wir uns von allen schädlichen Leidenschaften und Ausschweifungen der Wohllust und Schwelgerey enthalten, daß wir unsere Zeit und Talente gut an-

anwenden, daß wir die Pflichten unsers Stands und Berufs als Vorgesetzte und Untergebene, als Eltern oder als Kinder, als Hausväter, Hausmütter oder als Hausgenossen fleißig erfüllen sollten. Dieß sind lauter Gebothe Gottes, eins wie das andere ohne Unterschied: folglich ist es auch der Wille Gottes, daß sie von den Menschen gehalten werden. Denn wenn Gott einmal etwas will, so dringt er auch ernstlich auf die Vollziehung dieses Willens; er ist nicht wie ein Mensch, der etwa seinen Untergebenen manches befiehlt, und hernach sich wenig darum bekümmert, ob es dieselben auch wirklich thun oder nicht. Der unendlich weise und gerechte Gesetzgeber hält strenge auf seine Gesetze: da darf von denselben keine Ausnahme gemacht, da darf nichts weggelassen, nichts auf die Seite gesetzt, sondern alles, durchaus alles muß vollzogen werden. Das ist sein Wille, und wer diesen Willen nicht thut, wer nur einige dieser Gebothe halten, die andern aber hintansetzen wollte, der kann nimmermehr sein treuer Diener, noch ein wahrer Christ heißen.

Denke dir nur den Fall, mein Christ, du hättest einen Diener, dem du mehrere Befehle und Aufträge ertheilest. Nun aber geht dieser

Die-

Diener her, und sagte dir ins Gesicht: Herr! du hast mir dieß und jenes befohlen, ich will auch manches davon thun, besonders das, was mich nicht viel Mühe kostet. Aber dieser oder jener Befehl steht mir gar nicht an, den muß ich mir verbitten, das kann und will ich nicht thun. Wie, wenn einer deiner Knechte so zu dir spräche, wie würdest du das aufnehmen? könntest du wohl einen solchen Menschen für deinen treuen Diener halten und dich mit seinem halben Dienst begnügen? würdest du ihm nicht sogleich seinen Abschied geben und dir um einen anderen umsehen, der deinen Willen in allen Stücken zu vollziehen bereit wäre?

Nun sieh, mein Christ, gerade so wie dieser Knecht machen es itzt alle jene Menschen, die nur einige Gebothe halten und die andern nicht, die sich irgend einem Laster, z. B. der Ungerechtigkeit oder der verbothenen Wohllust oder der Schwelgerey und Trunkenheit ergeben, und daraus eine Gewohnheit machen. Alle diese Menschen, sage ich, kündigen Gott gleichsam ihren Gehorsam wenigstens in einigen Stücken gerade zu auf, und es ist im Grund soviel, als ob sie zu Gott sprächen: Herr ich will alles gern thun, was du verlangst, wenn es nur meiner Neigung,

mei-

meiner Gemächlichkeit nicht zu nahe tritt; ich will die meisten deiner Gebothe halten: aber nur dieß oder jenes Geboth, damit mußt du mich verschonen: denn da müßte ich mein Interesse, mein Vergnügen dabey aufopfern, und das will ich durchaus nicht, da muß dein Geboth nachstehen. Begnüge dich also gleichwohl mit dem, was ich wirklich thue, und habe Geduld, bis es mir gefällig ist, auch das andere zu thun? —

Dieß ist gleichsam dis Sprache solcher Menschen, und wenn sies gleich nicht ausdrücklich sagen, so sagt es doch ihr Betragen laut genug? Was soll nun Gott von ihnen denken? kann er sie wohl für seine wahren Diener halten? kann und wird er sich mit so einem Mittelding zwischen Gehorsam und Ungehorsam zufrieden geben? Nein, so wahr er gerecht und heilig, so wahr er unser Gesetzgeber und Richter ist, so wahr ist es auch sein ernstlicher Wille, daß alle seine Gesetze ohne Unterschied gehalten werden, und dieß um so mehr, als er bey allen diesen Gesetzen nur unser eignes Beste zur Absicht hat. Oder wozu hat uns Gott solche Gesetze auferlegt? Etwa nur aus blosser Willkühr, weil es ihm so und nicht anders beliebte? weil er seine Herrschaft über uns zeigen, und uns in Furcht und Ab-

hän-

hängigkeit von sich erhalten wollte? — Ja das thun freylich manche stolze und herrschsüchtige Menschen, wenn sie Gewalt haben andern zu befehlen; diese ertheilen oft die willkürlichsten Befehle, wovon man gar keinen Nutzen absehen kann; nur um zu befehlen, nur um die Untergebenen ihre Macht und Herrschaft empfinden zu lassen. Aber nicht so willkürlich handelt Gott gegen uns Menschen; sondern wenn er uns irgend ein Gesetz vorschreibt, so thut ers bloß deswegen, weil er weiß, daß die Erfüllung dieses Gesetzes uns Menschen selbst zum größten Nutzen gereiche. Er hat für sich keinen Vortheil dabey, wenn wir seine Gesetze befolgen; er ist und bleibt immer das vollkommenste seligste Wesen, die Menschen mögen ihm gehorchen oder nicht. Aber wir selbst haben dabey den größten Vortheil, so daß wir uns alle diese Gesetze machen müßten, wenn sie uns Gott auch gar nicht vorgeschrieben hätte. Alle diese Gesetze sind also lauter solche, die zu unserm eignen Wohl und Seelenheil schlechterdings nothwendig sind; wer auch nur eines davon wegnehmen und aufheben wollte, der würde uns eben dadurch den größten Schaden zufügen, er würde sowohl die allgemeine als seine eigne Wohlfart dadurch aufs Spiel setzen.

Um

Um euch dieß noch deutlicher zu erklären, wollen wir nur eine oder die andere Vergleichung anstellen. Es verhält sich nämlich mit dem Himmelreich wie mit der Seligkeit des Menschen ungefähr so, wie mit der körperlichen Gesundheit. Um diese Gesundheit zu erhalten, muß man nothwendig Regeln beobachten, man muß alle schädlichen Ausschweifungen vermeiden. Gesetzt nun ein Mensch beobachtet alle diese Regeln bis auf eine einzige, z. B. bis auf den Trunk: nur da in diesem Stücke läßt er sich nichts vorschreiben: nur da erlaubt er sich eine Ausschweifung über die andere: aber übrigens schont er seine Gesundheit sehr genau. Wird wohl itzt ein solcher Mensch lange gesund bleiben? Wird nicht diese einzige Ausschweifung im Trunke schon hinreichend seyn, um seine Gesundheit zu verderben und sein Leben abzukürzen? — Oder sehen wir einen Menschen, der eine große Haushaltung zu führen hat, und der auch wirklich alle Theile einer guten Hauswirthschaft fleißig besorgt, nur einen einzigen Punkt ausgenommen, wo er gar nichts achtet, und sehr viel Geld verschleudert. Kann man einen solchen Menschen im ganzen einen guten Hauswirth heißen? Wird ihm wohl sein übriger Fleiß viel helfen, so lange er diesen Fehler nicht verbessert? Wird ihn

nicht zuletzt doch dieser einzige Fehler ins Verderben stürzen?

Nun seht, l. Ch., eben so verhält es sich auch da mit der geistlichen Haushaltung oder mit dem Geschäfte des Heils. Auch da mag ein Mensch die Gebothe Gottes noch so fleißig halten, wenn er aber nur eines davon wegsetzt, wenn er auch nur eine einzige unordentliche Leidenschaft, z. B. Stolz oder Geldgeiz und Eigennutz oder schändliche Wohllust, in seinem Herzen nährt; so kann die Haltung aller übrigen Gebothe nicht machen, daß er ein guter Christ sey, und dann als solcher auch selig werde; sondern ungeachtet seiner übrigen guten Werke und Eigenschaften bleibt er doch, so lange er den einzigen Fehler nicht lasset, immer ein Sünder vor den Augen Gottes, folglich ein schlechter Christ, der auf das Himmelreich keinen Anspruch machen kann. Nur der, welcher den Willen meines himmlischen Vaters in allem vollzieht, der wird eingehen ins Himmelreich.

Eben das ist die Ursache, warum Christus im Evangelium immer auf eine vollkommene Gerechtigkeit, auf die Haltung aller Gebothe dringt, das ist die Ursache. warum er bey seinen Jüngern

gern keinen einzigen Fehler nachgesehen, sondern alles an ihnen geahndet hat, was noch mangelhaft war: das ist die Ursache, warum er dort jenen reichen Jüngling, der von Jugend auf alle andern Gebothe Gottes gehalten hatte, ermahnte, daß er auch seinen großen Hang zu den zeitlichen Gütern aufgeben, und sein Vermögen unter die Armen vertheilen sollte, und da es nun dieser Jüngling nicht that, so rief er auf: O wie schwer ist es doch bey einem Reichen in das Himmelreich einzugehen! So hat Christus diesen Menschen wegen dieses einzigen Fehlers des Himmelreichs unfähig erklärt: und so spricht auch der Apostel Jakob: Wer immer sonst das ganze Gesetz erfüllt, aber sich nur in einem einzigen versündigt, der macht sich der Verletzung aller Gebothe schuldig; denn der, welcher gesagt hat, du sollst nicht tödten, der hat auch befohlen, du sollst nicht ehebrechen.

Es muß also ein Gesetz wie das andere beobachtet, es muß jeder diesem Gesetz zuwiderlaufende Fehler gebessert werden; denn wer Gottes Willen auch nur in einer einzigen Sache entgegenhandelt, der liebt ja Gott nicht mehr vom ganzen Herzen. Freylich von kleinern Sünden und Gebre-

brechen werden wir schwache Menschen uns nie ganz frey machen. Doch diese kleinern Mängel verdrängen darum die Liebe Gottes nicht ganz aus unserm Herzen. Allein grobe Laster und Gewohnheitssünden, die müssen durchaus alle gebessert werden; denn auch nur eine einzige solche schwere Sünde, wenn man darin verharrt, würde uns der Gnade Gottes und unserer Seligkeit verlustig machen.

Ein Geboth Gottes ist wie das andere. Da giebt es keine Ausnahme, kein Privilegium, keine Entschuldigung. Was einmal göttliches Gesetz ist, das muß uns allzeit und überall in allen Umständen heilig seyn: da muß alles sich ohne Unterschied diesen Gesetzen unterwerfen: und wenn diese Unterwerfung hier auf Erden nicht geschieht, so muß sie doch dort in jener Welt einst, aber mit höherm Zwange und mit einem großen Verlust an Verdienst und Seligkeit geschehen; denn nichts unreines kann in das Reich Gottes eingehen. Auf diesen Zwang und Verlust wollen wir es also, m. Ch., nicht ankommen lassen, sondern schon itzt freywillig gehorchen, wo wir uns noch durch diesen freywilligen Gehorsam eine ewige Belohnung verdienen können. Amen.

Am achten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Evangelium vom weltklugen Haushalter. Luk. XVI. 1 — 9.

Der Heiland belehrt uns in dem heutigen Evangelium, und im ganzen sechzehnten Kapitel bey Lukas, aus dem dasselbe genommen ist, wie wir das zeitliche Vermögen und uns in Beziehung auf dasselbe ansehen, wie wir das zeitliche Vermögen anwenden sollen.

Wie sollen wir das zeitliche Vermögen, das uns Gottes Segen bey unserer Arbeit beschert, ansehen? Nicht als unser Eigenthum, sondern als ein von Gott uns anvertrautes Gut. Was sind wir denn in Beziehung auf dieß zeitliche Vermögen? Nicht Eigenthumsherren desselben, sondern Verwalter, Haushälter Gottes darüber.

Ein Mann, sagt Christus, der sehr reich war, hatte einen Hausverwalter. Dieser reiche Mann ist Gott; diese Hausverwalter sind wir. Gott ist der reiche Mann, dem Himmel und Erde und alles gehört, was darauf und daran ist. Von ihm ist alles, was wir haben, sein ist alles, was

was wir besitzen. Wir selbst sind mit all unserer Kraft und Fähigkeit, mit Leib und Seele von ihm, und gehören mit Leib und Seele ihm zu. Was unser ist, ist sein, weil wir selbst sein sind, und ihm angehören.

Wir sagen freylich oft: „Das ist mein Kleid, mein Haus, mein Geld, mein Acker." Wir sprechen auch so weit recht, wenn wir damit nur so viel sagen wollen, als: „Es gehört keinem andern Menschen, es gehört mir zu, ich und kein anderer Mensch ist Herr darüber." Aber wenn gleich kein anderer Mensch Herr darüber ist, so ist doch Gott, der Herr aller Menschen, der Herr des Himmels und der Erde, auch Herr von mir und dem Meinigen; der Herr von dem, was ich bin, und von allem, was ich habe. Aus seiner Hand kömmt es, in seiner Hand steht es. Er der Herr hats gegeben, Er der Herr kann es nehmen, wann er will, und es für gut findet.

Und wie hat er mirs gegeben? Etwa, daß ich damit schalten und walten kann, wie ich mag, daß ich es gebrauchen oder mißbrauchen, verschwenden oder hinauswerfen darf, wie mirs einfällt? Keineswegs. Der reiche Mann fodert nach dem heutigen Evangelium Rechenschaft von sei-

seinem Hausverwalter, und Gott fodert sie auch von uns. Was der Herr zu jenem Verwalter sagt, das sagt auch Gott einst zu uns: Gieb Rechenschaft von deiner Haushaltung.

Was wir einem andern verrechnen müssen, das gehört nicht uns, sondern ihm; darüber sind wir nicht Herrn, sondern Verwalter; damit dürfen wir nicht nach unserm Belieben, sondern nur nach dem Willen des Herrn umgehen, damit wir mit unserer Rechnung vor ihm bestehen mögen. — Da wir nun auch all unser zeitliches Vermögen Gott verrechnen, ihm über Einnahme und Ausgabe, über den Gebrauch und Mißbrauch desselben Rechenschaft geben müssen, so ist und bleibt dieses zeitliche Vermögen nicht unser Eigenthum, sondern ein von Gott anvertrautes Gut, so sind und bleiben wir nicht Herren, sondern von Gott aufgestellte Verwalter und Haushalter darüber.

Wie sollen wir nun dasselbe verwalten, wie damit haushalten, damit wir mit unserer Verwaltung und Haushaltung, mit unserer Haushaltungsrechnung vor Gott bestehen? Um diese Frage zu beantworten wollen wir noch weiters bey dem Gleichnisse von einem Haushalter stehen bleiben. Wenn sein Herr ein gerechter, rechtschaffner Herr

 ist,

ist, so will er, daß sein Verwalter nicht verschwenden und prassen, nicht in Saus und Braus leben, aber doch auch von dem verwalteten Gut mit seinem Weib und seinen Kindern ehrlich, und nicht eben allzukümmerlich leben soll. Was dann noch über diese Ausgaben zum reinen Gewinn bleibt, das muß er getreulich dem Herrn des Guts einliefern.

Gott ist ein über alles gerechter, rechtschaffner, guter und milder Herr. Auch er will, daß wir vom zeitlichen Gut, das er uns gewährt, zwar nicht prassen, unmässig leben, und es an liederliche Leute, feile Menschen, unzüchtige Dirnen hinauswerfen, aber doch davon uns mit den unsrigen ehrlich unterhalten sollen. Was nun darüber noch bleibt, den Ueberfluß, den Rest, sollen wir diesen etwa nun auch Gott einliefern, wie es der Verwalter seinem Herrn einliefern muß? — Nein, hier ist Gott nicht mehr den weltlichen Herren gleich. Diese sind von Natur aus selbst wie wir dürftige Menschen, sie müssen das, was zur Bestreitung des Unterhalts und Aufwandes für sie und ihre Familie nöthig ist, wieder von andern Menschen empfangen. Aber nicht so Gott. Er ist von Natur aus überreich, hat alles aus sich, und kann nichts von uns empfangen. Ihm dürfen, ihm können wir also nichts geben.

Aber wenn Gott nichts von uns verlangt und bedarf, so hat er doch statt seiner andere gesetzt, die es verlangen und bedürfen. Diesen sollen wir den Ueberfluß, den Rest von unserm zeitlichen Vermögen, wie der Verwalter seinem Herrn, einliefern.

Wer sind nun diese, die Gott statt seiner ausgestellt hat, um das von unserm zeitlichen Vermögen zu empfangen, was ihm gehört, aber was er nicht bedarf? — Er hat es gesagt: „Was ihr einem aus diesen kleinsten, aus diesen verachteten Armen gethan, das habt ihr mir gethan. Gebt ihnen von dem, was euch an zeitlichen Vermögen über euren und der Eurigen Unterhalt übrig bleibt; liefert den Ueberfluß ihnen ein, es ist soviel, als wenn ihr als Haushalter Gottes, solchen eurem Herrn, Gott eingeliefert hättet. — Macht euch, sagt Christus im heutigen Evangelium, von eurem betrüglichen Reichthum und Ueberfluß durch Allmosen und Wohlthaten die Armen zu Freunde, damit sie, wenn sie einst vor euch in den Himmel, in die ewigen Wohnungen kommen, sich freuen, wenn auch ihr dahin nachkommt, daß sie euch gerne zu sich aufnehmen, euch eben so gerne an ihren ewigen himmlischen Gütern Theil nehmen lassen, wie ihr sie an euren zeitlichen und irdischen Theil nehmen ließt.

Aber welche Arme hat Gott statt seiner gestellt, und unserer Mildthätigkeit empfohlen? Ohne Zweifel wahre Arme. Und wer ist ein wahrer Armer? Derjenige, der sich seinen Unterhalt durch eigne Arbeit nicht mehr ganz oder zum Theil verdienen kann. Diese verdienen vor allen, daß wir auf sie merken, ihnen unser Herz und unsre Hand öffnen. Es giebt manche wahre Arme, die nicht betteln — die mit dem Verwalter im heutigen Evangelium sagen: Arbeiten kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. — Es giebt aber auch manche Bettler, die keine wahre sind, die gerade umgekehrt von sich sagen könnten: „Zu betteln schäme ich mich nicht, aber arbeiten will ich nicht.“ Diese stehlen Gott die Zeit, und den wahren Armen das Allmosen weg.

Indessen, m. Ch., müßt ihr euch vom Geben und Mittheilen damit nicht ganz entschuldigen, weil ihr nicht wißt, ob dieser oder jener ein wahrer Armer sey. — Gebt vor allen erst denen, die ihr als wahre Arme kennt, dann auch andern, ob ihr gleich nicht davon gewiß seyd, ob sie wahre Arme sind. Es ist besser, euch der Gefahr auszusetzen, hundert unverdienten Armen zu geben, als etwa einen einzigen verdienten hilflos und hartherzig abzuweisen.

So

So auf diese Art verwaltet euer euch von Gott anvertrautes zeitliches Vermögen für euch mit Mäßigkeit, und für eure Mitmenschen durch Mildthätigkeit, dann seyd ihr würdige Hausverwalter Gottes in diesem Leben, dann werdet ihr Freunde und Selige Gottes im künftigen Leben werden, — dann könnt ihr getrost vor Gott einst zur Ablegung der Rechenschaft hintreten, und sagen: So viel hast du mir gegeben, so und so gut habe ich es angewandt. Und Gott wird euch antworten: Wohlan! du guter und getreuer Knecht, weil du in wenigem getreu gewesen bist, so will ich dich über vieles setzen: geh ein zur Freude deines Herrn. Amen.

Am neunten Sonntag nach Pfingsten, als am Scapulierfeste.

Jesus nahet sich nach dem eben abgelesenen Evangelium der Stadt Jerusalem, in die er wenige Tage vor seinem Tode feyerlich einbegleitet ward. Er reitet schon den Berg herab, der Jerusalem gegenüber war, und von dem man die ganze

Stadt

Stadt übersehen konnte. Er sieht diese herrliche Hauptstadt, wie sie mit all ihren großen Gebäuden, und besonders dem hohen marmornen Tempel vor ihm lag, an; sieht im Geiste ihre schreckliche Zerstörung nach seinem Tode vorher; weint darüber, und wünscht, sie entfernen zu können: „O daß du doch iezt noch in der Zeit erkänntest, was dir Heil bringen, und dich von diesem grossen Unglücke retten kann!“

Was will Jesus durch diesen mitleidigen Anblick, durch diese Thränen, durch diese Androhung des Untergangs, durch diesen Wunsch, den Untergang zu entfernen — was will er damit anders, als die Stadt vor dem Untergang warnen?

Aber die Stadt ließ sich nicht warnen, wollte die Mittel, ihrer Zerstörung zu entgehen, nicht anwenden, und mußte also, wie es der Heiland vorher sagte, die schrecklichste Zerstörung erfahren. Etwa vierzig Jahre nach dem Tode Jesu empörten sich die Juden gegen die Römer, weil sie durchaus unter einem ausländischen und heidnischen Fürsten, wie der römische Kaiser war, nicht stehen wollten. Ihre Empörung fiel aber so unglücklich aus, daß sie nicht nur von den Rö-

mern

mern überall geschlagen, sondern zuletzt auch ihre Hauptstadt Jerusalem, damals die festeste Stadt der Welt, belagert, erobert, der Tempel verbrannt und die in Hungersnoth und dem größten Elend schmachtende Stadt zerstört wurde.

Woher, kann man fragen, kam es, daß die Juden sich nicht warnen ließen, daß sie sich so hartnäckig empörten, keinem friedlichen Antrage Gehör gaben, und dem Tausend und Tausend nach sammt ihrer Hauptstadt zu Grund giengen? Woher kam dieß? —

Daher. Sie dachten: Wir sind das wahrglaubige Volk; stammen von Abraham her; glauben an den einigen wahren Gott; haben seinen heiligen Tempel unter uns, und liegen dem wahren anbefohlenen äusserlichen Gottesdienst darin ob. Gott kann sein wahrglaubiges Volk, seinen Tempel und die heilige Stadt, seinen Gottesdienst und Altar nicht zu Grunde gehen und zerstören lassen. —

So dachten sie, und blieben hartnäckig in ihrer Empörung gegen jeden friedlichen Antrag von den Römern. So dachten sie, und betrogen sich. Sie verließen sich darauf, daß sie

Nach-

Nachkommen und Kinder Abrahams wären, den wahren Glauben und den heiligen Tempel hätten, und den rechten äusserlichen Gottesdienst darin pflegten. Aber ihr blosser obgleich wahrer Glaube, ihr Tempel und äusserlicher Gottesdienst konnte sie vor ihrem zeitlichen Untergange nicht retten, und kann auch uns, m. Ch., für sich allein von dem ewigen Untergange nicht bewahren.

Wir möchten uns oft auch gerne rühmen, daß wir den wahren Glauben haben, den wahren Gott und seinen Sohn Jesum erkennen, und ihn mit dem äussern Gottesdienst in unsern Kirchen ehren. Aber ist es damit schon geholfen? Ist es schon genug, wenn ein Kind seinen rechten Vater erkennt, und ihn äusserlich ehrt, und Vater nennt? Muß es ihm nicht auch gehorchen, wenn es sein wahres Kind seyn will? — Ist es genug, wenn ein Knecht, Diener oder Unterthan seinen Herrn oder Fürsten erkennt, ihn Herr und Fürst nennt, und ihm äusserliche Ehrbezeigung erweiset? Muß er nicht noch darüber den Willen des Herrn thun, die Gesetze des Fürsten halten? Ganz gewiß muß er das. Darum sagt auch Jesus: „Nicht bloß, wer mich als seinen Herrn erkennt, mich äusserlich als solchen ehrt, zu mir Herr Herr ruft; sondern wer den

Wil-

Willen meines Vaters thut, der wird eingehen ins Himmelreich."

Man muß zwar seinen Vater, seinen Herrn und Fürsten erkennen, damit man ihm gehorchen könne. Aber wenn man ihn nur erkennt, nur äusserlich ehrt, und nicht zugleich seinen Willen thut, und seine Gebothe hält, so ist man bey aller wahren Erkenntniß, und äussern Verehrung ein sehr schlechtes Kind, ein schlechter Knecht und Unterthan. Was würdet ihr einem Knechte sagen, der euch immer betheurte: „Du bist mein Herr, mein Hausvater, ich erkenne dich dafür, und ehre dich als solchen?" Würdet ihr ihm nicht antworten: „Was habe ich von allen diesen deinen Betheurungen, wenn du müssig da stehst? — thue und arbeite, was ich schaffe!"

So auf gleiche Art verhält es sich mit unserer Erkenntniß und Verehrung Gottes. Man muß den wahren Gott kennen; man muß an den wahren Gott glauben, damit man seinen Willen thun möge. Aber sich schon darauf etwas einbilden, weil man die wahre Erkenntniß, den wahren Glauben hat, äussere Verehrung bezeigt, ohne daß man seinen Willen thut und seine Gebothe erfüllt, das ist eine falsche Einbildung,

eine

eine leere Hoffnung, dergleichen auch die Juden hatten, aber dabey samt ihrer Hauptstadt zu Grunde giengen.

Wahrhaft glauben, das kann uns allein noch nicht selig machen. — Es muß noch hinzukommen: Recht handeln und thun. Aeussere Verehrung Gottes allein macht uns in den Augen Gottes noch nicht gerecht und wohlgefällig, es muß noch innere Verehrung, Anstrengung zur Erfüllung aller seiner Pflichten hinzukommen.

Den wahren Gott erkennen, an ihn wahrhaft glauben, ihn äusserlich in den Kirchen verehren, und diesen Glauben, diese Verehrung zugleich im Herzen haben, und durch Vollbringung seines Willens in Werken zeigen, das ist wahre Verehrung Gottes, die macht uns zu wahren Kindern, wahren Unterthanen, wahren und Gott wohlgefälligen Verehrern des höchsten.

Was iezt von der wahren Verehrung Gottes gesagt worden, das gilt auch von der wahren Verehrung Mariä. Wir begehen heut ihr zu Ehren das Scapulirfest. Wir wollen sie also an diesem Feste ganz besonders ehren, und uns zur Verehrung derselben ermuntern. Aber da

giebt

giebt es bisweilen Leute, die glauben, sie haben Maria, weiß nicht, wie sehr verehrt, es könne ihnen gar nicht mehr fehlen, sie müssen gewiß selig werden, wenn sie Maria als die übergebenedeyte Mutter Jesu bekennen; sie Frau und Mutter nennen; täglich etliche Ave Marias oder sonst einige Gebethe ihr zu Ehren bethen, ihr Bildniß und Scapulier am Leibe tragen, und öfters andächtig küssen. Das ist alles gut und recht, aber dieß allein ist noch lange nicht zur Seligkeit hinlänglich. Wie Jesus sagt: nicht wer mich Herr Herr nennt, geht ein ins Himmelreich, sondern wer den Willen meines Vaters thut — so ruft uns auch Maria zu: „Nicht bloß, wer mich Frau, Frau nennet, durch äusserliche und mündliche Gebethe verehrt, wird selig, sondern wer die Lehre meines Sohnes befolgt, und Gottes Gebothe erfüllt."

Wollt ihr nicht, wie Maria, selig werden? und könnt ihr auf eine andere Weise selig werden, als sie selig ward? Nun wodurch ward sie selig? Dadurch, daß sie fromm und tugendhaft lebte, die Lehre Jesu hörte und vollzog, Gottes Willen erkannte und that. Darin müßt ihr sie nun nachahmen, wenn ihr sie wahrhaft ehren, ihr wohlgefällig, und wie sie selig werden wollt. Oder

was

was ehrt ihr an Maria, wenn ihr sie ehrt? Ihr könnt nichts anders an ihr ehren, als ihre Frömmigkeit, ihre Unschuld und Reinheit, ihre mütterliche Liebe zu ihrem Sohn, ihre Zufriedenheit mit Gott, ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit in seinen Willen, mit einem Worte: ihre Tugend und Vollkommenheit. Nun, wenn es euch mit eurer Verehrung Ernst ist, wenn euch an ihr einzig ihre Tugend verehrungswürdig ist, so übt die Tugend, die ihr an ihr ehrt, liebt und hochschätzet; ermuntert euch dazu, so oft ihr an sie denkt, zu ihr bethet, ihr Bildniß oder das Scapulier küßt. Sagt dann zu euch selbst: „Ich will das Gute thun, was ich an dir ehre; ich will mich durch den Anblick deiner Reinheit, Tugend und Heiligkeit erinuntern, rein, tngendhaft und heilig wie du zu werden. Ich will die äussere Verehrung deiner nicht vernachläßigen, nie verachten, ich will mich aber damit allein nicht begnügen, mir damit allein nicht fälschlich schmeicheln, sondern dadurch mein Herz zu jener Liebe des Guten erwärmen, die das deine entflammte. — Es giebt Leute, welche die äussere Verehrung Gottes und Mariä versäumen und geringschätzen, und doch auch keine innere Verehrung im Herzen haben, und in der That beweisen. Ich will keiner dieser Sorglosen, unseligen, vielleicht ewig

un=

unseligen Menschen seyn. Es giebt Leute, die ihr Heil und ihre Seligkeit bloß auf äussere Verehrung Gottes und Mariä, auf gewisse mündliche Gebethe bauen. Ich will keiner dieser Vermessnen seyn, die mit ihrer falschen Hoffnung zu Grunde gehen. — Es giebt endlich Leute, die Gott und Maria im äussern ehren, in der Seele hochachten, ehren und lieben, und selbst die Vollkommenheit und Heiligkeit nachzuahmen suchen, die sie an Gott anbethen, an Maria ehren. — Diese sind die wahren Verehrer Gottes, die wahren Verehrer Mariä, — und von diesen will ich einer auf Erden sey; wodurch ich auch allein einer von den Seligen im Himmel werden kann. Amen.

Am zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Der Heiland redet im heutigen Evangelium von solchen Leuten, die sich so gerne für gut halten, und auf sich vertrauen, und die andre gerne für schlecht und böse halten, und sie verachten.

O wie viel giebt es nicht solcher Menschen? Sie wollen ihre eignen Fehler nicht kennen, und

ha-

haben keine Liebe zur Wahrheit, und wenn sie solche auch kennen oder gestehen müssen, so wollen sie dieselben doch nicht bessern; sie haben keine Liebe zur Tugend.

Sie wollen ihre eignen Fehler nicht kennen, und haben keine Liebe zur Wahrheit. Erstlich geben sie sich wenig Mühe, ihre Fehler selbst zu erforschen, und wenn etwa andre sie daran erinnern oder davon reden, so haben sie hundert Entschuldigungen, wollen durchaus nicht gefehlt haben, und zürnen gegen jeden, der an ihnen etwas ahndet oder tadelt. Sie sind wie jener Thor, von dem man erzählt, daß man ihn nicht dahin bringen konnte, sein Angesicht zu waschen. Man sagte ihm, er sey garstig und voller Schmutz und Unreinlichkeit; er glaubte es nicht, man hielt ihm einen Spiegel vor, der ihm diesen Schmutz und diese Unreinlichkeit ganz deutlich zeigte, und nun zürnte er auf den Spiegel, und schlug das Glas entzwey.

Es hat nicht jedermann immer einen Spiegel bey sich, worin er sein Angesicht schauen könnte, ob es rein oder unreinlich, fleckenlos oder schmutzig sey. Aber es trägt jedermann und immerdar einen andern Spiegel bey sich, worin er

seine

seine Seele schauen mag, ob sie rein oder unrein, bemackelt oder unbemackelt, sündhaft oder sündlos aussehe. Dieser Spiegel heißt das Gewissen. Man darf nur in diesen Spiegel, in sein Gewissen hineinschauen, nur sein Gewissen öfters aufrichtig fragen: „Wieviel fehlt mir noch an reiner Liebe und Gerechtigkeit gegen meinen Mitbruder, gegen meine Mitschwester in allen meinen Gedanken und Gesinnungen, in allen meinen Worten und Reden, in allen meinen Thaten und Handlungen?" — Und dieser Spiegel, unser Gewissen würde uns sogleich alle jene Fehler und Sünden zeigen, durch die man nicht rein sondern unrein liebt, Böses wünscht, Uebels redet, lieblos und unrecht handelt.

Aber man will sein schlechtes Aussehen, die üble Gestalt seiner Seele nicht kennen lernen; man vernachläßigt aus Trägheit, oder vermeidet es absichtlich, in diesen Spiegel, in unser Gewissen aufmerksam hineinzuschauen. Und wenn uns andre diesen Spiegel mit Gewalt vorhalten, wenn sie uns an unsre Fehler erinnern, sie ahnden und bestrafen, so zürnt man dagegen, wie jener Thor, möchte gerne den Spiegel entzweyschlagen, gerne allen Leuten das Maul stopfen, gerne

gerne sein eigen Gewissen taub und stumm machen, nur damit man die häßliche fleckenvolle Gestalt seiner Seele darin nicht erkennen müsse. — Der hat gut reden, heißt es, er weiß nicht, wo andre Leute der Schuh drückt, — was hat mir der und die vorzuwerfen, was von mir gegen andre zu reden, ist er doch selbst dieser und jener, er dürfte nur vor seiner Thür kehren, u. s. w. —

Hätte man Liebe zur Wahrheit, so würde man ganz anders verfahren; man würde redlich und unpartheyisch kennen wollen, was an uns wahrhaft gut, wahrhaft böse sey. Man würde den Zustand seiner Seele alle Tage — alle Wochen — alle Monate erforschen und sich fragen: Was hab ich heute Gutes oder Böses gethan? — Bin ich besser oder schlechter geworden? — Reden andre Leute von unsern Fehlern? ahnden sie solche? — Und hätten wir Liebe zur Wahrheit, so würde nicht das erste seyn, gegen sie zu zürnen, sondern uns zu fragen: Ists nicht doch wahr? — Mancher ahndet meine Fehler mit allem Recht, und aus Liebe, er ist mein Vater, Vorsteher, Lehrer; warum soll ich diese Liebe mit Haß vergelten? Ich will ihm vielmehr dafür danken, meinen Fehler erkennen und bessern. — Mancher

thuts

thuts freylich, wenn er meine Fehler ahndet, von mir zu andern Böses redet, nicht mit Recht und Liebe, sondern aus Lieblosigkeit, Feindseligkeit, er will mir wehe thun. Aber eben durch das, wodurch er mir übels thun will, will ich mir Gutes thun, will nicht gleich aufbrausen, zürnen, sondern wenns auch mein größter Feind wäre, mich fragen: Ists nicht doch wahr, was er sagt, wo nicht ganz, doch zum Theile? Nun wenn ichs erkenne, so will ich mich bessern; will machen, daß ers künftig nicht mehr mit Wahrheit sagen kann, und so seine Uebelthat in eine große Wohlthat verwandeln. Finde ich aber wirklich: Er hat unrecht, böse, lieblos geredet. Nun so will ich ihn bedauern, daß er böse war, und mich freuen, daß ich gut bin, und streben, daß ich gut bleibe, und es immer mehr werden, und ihn so durch mein Wohlverhalten immer mehr Lügen strafen.

Wer so seine Sünden nnd Fehler zu erkennen sucht, hat Liebe zur Wahrheit. Wer so sich zu bessern sucht, der hat Liebe zur Tugend — ist wahrhaft und heilsam demüthig, wie der Publikan des Evangeliums, und wird wie dieser gerechtfertiget. — Wer dagegen nur auf das wenige Gute schaut, das er hat, aber das viele

Böse übersieht, das er begeht, hat keine Liebe zur Wahrheit und Tugend, hat nur Eigenliebe und Stolz, ist wie der hoffärtige Pharisäer, wird aber so wenig gerechtfertigt, als dieser. Seine Sünden gereichen ihm zur großen Verantwortung, weil er sie unbekannt, unbereut, ungebessert aus dieser Welt mit sich nimmt; und selbst seine wenigen guten Werke gereichen ihm zur Sünde, weil er sich wegen derselben erhebt, und andre gegen sich verachtet.

Ach, heißt es: das weiß man wohl, daß wir alle Sünder sind. Man sagt und bekennt es auch wohl: Ich gebe mich für keinen Heiligen aus, ich weiß wohl, daß ich auch nicht besser als andre bin, und viele besser, als ich, sind — und man glaubt mit derley Reden sehr demüthig zu seyn, und man ist es oft gar nicht.

Wie viele sind, die sich insgemein Sünder nennen, und doch zürnen, wenn man ihnen den kleinsten Fehler vorwirft? Man muß nicht insgemein sagen, daß man Sünder sey, sondern in sonderheit seine Sünden erforschen; und dieß nicht einzig vor der Beicht, sondern täglich, wochentlich. Man muß es ertragen können, wenn andre an uns Fehler ahnden, nicht zürnen, sondern

dern sprechen: ja wahrlich, das Böse hab ich gethan, wills aber nicht mehr thun, — so ist man wahrhaft demüthig wie der Publikan. — Er zürnte nicht gegen den Pharisäer, da dieser sagte, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie Räuber, Ungerechte oder wie dieser Publikan. Er sagte nicht: was hat mich der mit Ungerechten, mit Räubern zu vergleichen. — Er bekannte vielmehr: ja wahrlich ich bin ein großer Sünder, sey mir armen Sünder gnädig!

Auch wir wollen mit wahrhaft demüthigen Herzen, das gerne seine Fehler erforscht, und die Ahndung erträgt, sprechen: Sey mir o Gott gnädig! — Aber wir wollen nicht nur dieß sprechen, sondern uns auch ernstlich bessern: dann können wir hoffnungsvoll rufen: Gott, du bist mir armen Sünder gnädig und barmherzig! dann wird man auch von uns mit Wahrheit sagen können: Er gieng vor Gott gerechtfertiget von hinnen weg. Amen.

Am Feste der Himmelfahrt Mariä.

Maria hat den besten Theil gewählt, der von ihr nicht wird genommen werden. Luk. X. 42.

Maria hat den besten Theil erwählt, dieß sagt Jesus von Maria der Schwester Marthä.

Maria, Martha und Lazarus waren drey gute Geschwister. Jesus kehrte oft bey ihnen ein:— von einer solchen Einkehr redet das heutige Evangelium. — Es scheint, er kam plötzlich müde, hungrig und durstig von der Reise mit seinen Jüngern. — Alle drey Geschwister liebten ihn, und das erste Geschäft war, ihm ein Mittagmahl zu bereiten. Martha gab sich damit ab. — Indeß lehrte Jesus. Maria will ihm zuhören. — Martha klagt darüber, und Jesus sagt: Martha, Martha! warum machst du dir soviele Mühe? Maria hat den bessern Theil gewählt: sie will belehrt seyn, und das thut wirklich den Menschen am meisten Noth.

Warum wird dieß Evangelium auf den heutigen Tag der Himmelfahrt Mariä angewendet? —Darum, weil auch von ihr gilt, was von jener Maria der Schwester Marthä galt — weil auch

sie den besten Theil gewählt und dadurch ihre Aufnahme in den Himmel verdient hat.

Auch wir, m. Ch., müssen oft in dieser Welt wählen: o daß es auch von uns immer gälte: Er oder sie hat den besten Theil erwählt.

Wir wollen uns dazu ermuntern und sehen, wie Maria, die Mutter Jesu, ihren Theil gewählt habe, und wie auch wir ihn wählen sollen.

Maria, die Mutter Jesu, hat so wie Maria, die Schwester der Martha, den bessern Theil gewählt. Wodurch geschah dieß?

Ein Mensch kann wählen, wenn er zur Vernunft kömmt, und muß wählen, wenn er anfängt, nicht mehr einzig unter der Aufsicht seiner Eltern zu seyn. — Dieß geschieht in der frühen Jugend. — Was giebt es hier für Dinge, zwischen denen die Jugend zu wählen hat?

Auf einer Seite lebt die Jugend gern unbesonnen in den Tag hinein, sie denkt nicht auf die Zukunft — sie lernt nicht, um etwas zu verdienen — spart nicht, um etwas zu haben. — Sie haßt Arbeitsamkeit, liebt Freyheit, Spiel, Tanz und lustiges Leben — sie giebt sich gerne

Vergnügen und der unreinen Lust hin. — Auf der andern Seite sagt ihr aber doch die Vernunft: das ist nicht recht — so wirst du nicht fortkommen. — Nur gute Aufführung, nur reiner Wandel macht beliebt vor Gott und Menschen, nur Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit hilft fort — man ist nicht da, dieß Leben durch zu spielen, zu tanzen, zu schwärmen; sondern zu arbeiten, zu verdienen und nützlich zu seyn.

Nun soll da der junge Mensch zwischen beyden, dem Guten und Bösen, eine Wahl treffen, und von dieser Wahl hängt das ganze Leben und die Seligkeit eines Menschen ab.

Welchen Theil wählte nun Maria? — Gewiß den bessern Theil. — Sie war nicht leichtsinnig, sondern sie faßte ernsthafte Gedanken an Gott und Unsterblichkeit auf, sie liebte Gottesfurcht, Frömmigkeit, Keuschheit und andre Tugenden. — Nicht träg und unbesonnen, wie viele andere ihres Geschlechtes, verscherzte sie ihre Jugend, sondern sie lernte, sie arbeitete unaufhörlich fort. — Nicht der Lust, am wenigsten der unreinen Lust gab sie sich hin — sondern eingezogen, stille, haßte sie jede böse Gesellschaft, lebte für sich oder nur mit ihren Eltern

und einigen guten Menschen. Seht hier, was der bessere — nicht der lustigere Theil ist, nicht das was Vergnügen gewährt — sondern, was von den Sünden der Jugend bewahrt, Gottesfurcht, Einigkeit, Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe. Dieß ist das Bessere, dieß das Beste, was alle junge Leute wählen könnten und sollten; dieß würde ihnen eine dauerhaftere Glückseligkeit gewähren, als sie von den vergänglichen Freuden und Zerstreuungen der Jugend zu erwarten haben.

Man tritt aus der Jugend heraus in einen neuen Stand, in den Ehestand hinein. — Was ist hier der bessere Theil? Auf einer Seite sind Schönheit, Ehre, Reichthum — auf der andern Vernunft, Tugend und Häuslichkeit. Was ist hier der bessere Theil? wie wählte Maria? Sie sah nicht auf Reichthum: Joseph war arm. — Sie sah nicht auf Ehre: Joseph war ein Zimmermann, obgleich sie aus königlichem Geschlecht herstammte. Sie sah nicht bloß auf Schönheit, sondern nur auf Vernunft und Tugend. Diese Vorzüge hatte Joseph, und darum wählte sie ihn zu ihrem Gemahl. — Sieh hier wieder, m. Ch., was auch für dich der bessere Theil sey. Nicht das, was schöner, reicher, höher und mehr geehrt,

ehrt, sondern was vernünftiger, klüger, gerechter ist, dieß ist der bessere Theil, den du zu wählen hast, mit jenem kannst du dir eine Hölle, mit diesem aber den Himmel hier und dort bereiten.

Nun weiter, da man wirklich in dem neuen Stande lebt, wo man sein Herr und seine Frau ist, was ist hier der bessere Theil? — Auf einer Seite gerne treiben, was jedem Theile für sich beliebt, essen, trinken, thun, wozu man Lust hat, herrschen über andre, wie man Laune hat; selbst nichts thun, und andre arbeiten lassen. — Auf der andern aber nicht bloß für sich, sondern auch für andre leben; nicht für sich guter Dinge seyn, und Täge und Nächte spielen und lustig seyn, dabey aber Weib und Kinder darben lassen; sondern Gutes und Böses mit ihnen theilen und tragen helfen; für die Erziehung und künftige Versorgung seiner Kinder arbeiten, ihnen mit dem Beyspiele eines fleißigen Arbeiters vorgehen; seine Wirthschaft besorgen, und es immer besser machen; alle Dienstbothen, Nachbarn und andere wohlwollend, oder wo es nöthig ist, ernsthaft, nicht mit Zorn, Unmuth behandeln. — Diesen bessern Theil wählte Maria. — Sie begehrte als die Mutter Jesu für sich keinen Vorzug — ge-

meinschaftlich mit Joseph sorgte sie für ihr Kind; gemeinschaftlich arbeitete sie fürs Hauswesen, gemeinschaftlich genoß und litt sie. — Zu Bethlehem, auf der Flucht nach Egypten, und dann in Nazareth. — Sie verlangte von ihrem Sohne nicht Reichthum, nicht Lust und Annehmlichkeit, sie folgte ihm ins Leiden und bis unter das Kreuz.

So sollen auch wir den bessern Theil wählen, sollen immer besser, weiser, klüger zu werden suchen, sollen überall nur unsere Pflicht und Schuldigkeit thun, sollen durchaus unserm Stand und Beruf gemäß leben, und uns nicht durch das Beyspiel von andern zu bösen Dingen verleiten lassen. Dieß heißt den bessern Theil wählen, dieß allein kann uns wahre Ruhe und Zufriedenheit verschaffen.

Laß doch, o Herr, du Vater Jesu, der du dir in deiner Tochter Maria so wohl gefielst, laß uns erkennen, daß wir dazu bestimmt sind, den bessern Theil zu wählen; daß wir von dir alle Talente dazu haben; daß es Undank und Unglück sey, sie nicht zu gebrauchen; und gieb, daß wir uns von heute an ernstlich entschließen, immer vorwärts zu schreiten, immer besser zu werden, und unsere Sache besser zu machen.

Wenn

Wenn wir so den bessern Theil hier wählen, dann werden wir sicher den besten dort erhalten; jenen Theil, den Maria heute erhielt, und der nimmer von ihr genommen wird; den auch wir einst erhalten, und ewig nimmer verlieren werden. Amen.

Am eilften Sonntag nach Pfingsten.

Im heutigen Evangelium wird uns ein Mensch aufgeführt, der taub und stumm war.

Ein großes Elend stumm seyn und nicht reden, taub seyn und nicht hören können. Aber wenn es ein großes Unglück ist, nicht reden können, so ist es ein noch größeres, reden können, und, doch nur gerne reden, was man nicht reden soll. — Eben so auch hören können, und doch nur gerne hören, was man nicht hören soll. — Stumm und taub seyn ist ein Gebrechen des Leibs. — Aber reden und hören, was man nicht soll, dieß ist ein Gebrechen, eine Sünde der Seele. — Laßt uns dieß etwas näher betrachten.

Man redet so gerne, was man nicht soll. Wirklich ein großes Unglück und Gebrechen der

Seele. Aber wie geschieht nun dieß? — Man redet gegen Gott — gegen den Nächsten, gegen sich selbst.

Gegen Gott: Man klagt und murrt gegen seine Anordnungen, man nimmt seinen heiligen Namen, den Namen Jesu, die Namen heiliger Dinge schlecht in den Mund. Gab uns nicht Gott Sprache und Zunge? Und wir gebrauchen sie gegen Gott, sündigen, beleidigen ihn durch seine eigne Gabe, thun Böses durch das, wodurch er uns Gutes that. Alle gerechte und heilige Menschen gebrauchten die Zunge um Gott anzubethen, Gott zu lieben. Laßt uns nicht ferner ihn damit leichtsinnig eitel nennen, nicht ferner fluchen und schelten. — Die Heiligen gebrauchten sie, Glaube, Hoffnung und Liebe zu erwecken, ihr Zutrauen, ihre Ergebenheit zu bezeigen. Laßt uns nicht ferner Gott tadeln, nicht über ihn klagen, murren. Laßt uns Herz und Sprache zum Gebeth, Lob und Dank Gottes anwenden, seine heilige Namen ehrerbiethig aussprechen, und unsre Unterwürfigkeit, Ergebenheit in seinen Willen aufrichtig und freudig betheuern.

Man redet nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen den Nächsten, was man nicht soll.

Man

Man schmäht ihn in Gegenwart; man verläumdet ihn hinterrücks; man erzählt lieber Fehler und Böses, als Tugenden und Gutes von ihm; man tadelt, schimpft, zankt, und es kömmt von Worten oft zu Thätigkeiten. — Wie viele Schlägereyen und Mordthaten haben von einem Wortstreit angefangen.

Ferner, wie oft redet man unzüchtige und ärgerliche Worte, wodurch man böse Gedanken, böse Begierden bey andern weckt, die Großen und die Kleinen ärgert, und die Unschuldigen verführt. — Ach! Gott hat uns Sprache und Zunge gegeben, um uns mit einander zu unterhalten, um uns durch Unterredung gegenseitig zu belehren, und zum Guten zu stärken, um durch freundschaftlichen Wechsel die gegenseitige Liebe zu befördern: und wir — gebrauchen sie, um die Liebe zu stören, Ungerechtigkeit zu begehen, einander zu verläumden, zu betrügen, zu ärgern, und zu verführen. Wie wahr ists, was in der heil. Schrift steht: „Selig, der sich nicht mit seiner Zunge verfehlt, noch seinen Nächsten damit Schaden gethan hat." — Aber eben so wahr kann man auch im Gegentheil ausrufen: Weh dem, der mit seiner Zunge den Mitbruder gekränkt und beschädigt; wehe dem Aergernißgeber, der dadurch etwa gar die Kleinen verführt.

Ja noch nicht genug, wir thun wohl uns selbst damit manches Uebel — wir reden gegen uns? — Eitel genug schmähen wir andre, rühmen uns oft unserer eignen Thorheiten: wir dichten andern falsche Fehler an, und entschuldigen unsre wahre Fehler — wir machen uns selbst durch unser Geschwätz oft bey andern verächtlich oder doch wenigstens lächerlich. Laßt uns doch, m. Ch., solches Geschwätz aufgeben, laßt uns nicht unser Lob, sondern Gottes Lob, und das der Gerechten verkünden — nicht unsre Fehler decken, sondern sie aufrichtig vor Gott und dem Priester bekennen; laßt uns nicht durch Murren gegen Gott uns selbst erbittern, sondern durch willige Ergebung unser Herz beruhigen; laßt uns nicht durch liebloses Reden andre zu Feinden, sondern vielmehr durch liebreiche Unterredung zu Freunden machen.

Betrachtet man, wie viele Fehler und Sünden mit der Zunge geschehen, wie viel gegen Gott damit gemurrt und geflucht, wie oft der Friede des Hauses oder der Gemeinde gestört, wie viel damit verläumdet, betrogen und verführt wird, sollte man nicht beynahe wünschen stumm zu seyn, um nicht sündigen zu können? — Und doch freute sich der Stumme im Evangelium, und erzählte

seine Heilung überall. Allerdings hatte er auch Ursache sich zu freuen; denn die Sprache und Zunge bleibt immer eine große Gabe und Wohlthat Gottes, sie ist unentbehrlich im Handel und Wandel, sie befördert das gesellschaftliche Vergnügen, die Belehrung und freundschaftliche Verbindung, sie kann viel Gutes stiften, und vieles Böse von uns abwenden. Es steht nur bey uns alle Nachtheile des übeln Redens zu meiden, alle Vortheile durch gutes Reden zu genießen, — Laßt unsere Zunge stets im Zaume halten, daß sie Gott nie beleidige, noch unsern Nächsten oder unsre eigne Seele jemals verletze; laßt uns dieselbe nie zum Bösen mißbrauchen, sondern immer so gebrauchen, daß wir uns damit alle guten Menschen zu unsern Freunden auf Erde, und vor allen Gott zu unserm Freund im Himmel machen. Amen.

Am

Am zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Geh hin und thu desgleichen. Luk. X. 23.

Im heutigen Evangelium ist von nichts geringerm die Rede, als von dem Hauptzweck unserer Erschaffung, nämlich von der ewigen Seligkeit, und von den Mitteln, wodurch der Mensch zu dieser Seligkeit gelangen muß. Meister, sagt der Schriftgelehrte zu Jesu, was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlangen möge? — Obwohl nun dieser pharisäische Heuchler bey seiner Frage eine böse Absicht hatte, und Jesum nur versuchen, aber nicht etwas von ihm lernen wollte, so will doch Jesus aus seiner Schalkheit eine gute Folge herausziehen: denn er nahm dabey Gelegenheit, eine der schönsten Lehren, die wir je im Evangelium finden, auf die Bahn zu bringen. Er ließ den Schriftgelehrten selbst die vorige Frage beantworten. Weißt du nicht, sagt er, was in dem Gesetz geschrieben stehet? wie liesest du darin? Ja, versetzte jener, in dem Gesetz lese ich so: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzer Seele, und aus allen deinen Kräften, und du sollst auch lieben deinen Nächsten wie dich

selbst

selbst. Nun gut, erwiederte ihm der Heiland: du hast recht geantwortet, thu das, so wirst du das ewige Leben haben.

Doch nun lenkte der Schriftgelehrte das Gespräch auf das zweyte Geboth, auf die Liebe des Nächsten: Wer ist denn, fragte er abermal, dieser Nächster, den ich wie mich selbst lieben soll? Und da bringt dann Christus jenes schöne und bekannte Gleichniß von dem barmherzigen Samaritan vor, welcher einem elenden armen Menschen auf der Reise ein so schönes Liebesstück erwiesen hat, und schließt zuletzt mit den Worten: Nun so gehe hin und thu desgleichen.

Da haben wir also, m. Ch., an diesem Samaritan das ächte Muster und Vorbild der wahren christlichen Nächstenliebe; da sehen wir, wie auch unsere Liebe beschaffen seyn muß, wenn sie eine wahre evangelische Liebe, und ein Mittel zu unserer Seligkeit seyn soll. „Gehe hin und thu desgleichen.“

So lasset uns also hingehen, und desgleichen thun, dieser Ermahnung Christi folgen, wie die=

dieser Samaritan gethan hat. Lasset uns aus seinem Beyspiele lernen, wie wir unserm Nächsten auch wohlthun, und ihm alle mögliche Liebe und Barmherzigkeit erweisen müssen; denn diese Wohlthätigkeit ist das eigentliche Kennzeichen des wahren Christen; diese Wohlthätigkeit ist eine der ersten Pflichten, ohne derer Beobachtung wir zum ewigen Leben nicht eingehen können. In dieser Absicht wird es also gut seyn, wenn wir aus dem Beyspiel des Samaritans zuerst die Eigenschaften dieser christlichen Wohlthätigkeit, und dann zweytens auch die Belohnungen kennen lernen.

I. Wenn wir das Betragen des Samaritans im heutigen Evangelium etwas genauer betrachten, so werden wir finden, daß seine Wohlthätigkeit vorzüglich drey Haupteigenschaften habe. Sie war bereitwillig, sie war uneigennützig, sie war allgemein gegen alle Menschen: und diese drey Eigenschaften muß auch unsere Wohlthätigkeit haben, wenn sie nach dem Beyspiel des Samaritans seyn soll, wie sie Christus verlangt: „Gehe und thu desgleichen.“

Unsere Wohlthätigkeit muß erstens bereitwillig seyn, das heißt, wir müssen unserm Ne-

benmenschen gerne, mit gutem Willen, mit Freude wohl thun, wir müssen dabey nicht lange zaudern, nicht erst denjenigen, der unserer Hilfe bedarf, lange Zeit warten lassen, bis es uns gelegen ist, sondern wir müssen ihm schleunig zu Hilfe eilen: wir müssen ihn nicht erst lange darum bitten lassen, sondern seinen Bitten zuvorkommen: wir müssen dabey keinen Verdruß und Unwillen zeigen, sondern uns ein Vergnügen daraus machen, wenn wir Gelegenheit haben, jemanden eine Wohlthat zu erweisen.

So war die Wohlthätigkeit des guten Samaritans beschaffen. Kaum sah er den verwundeten Menschen an der Strasse liegen, so ward sein Herz schon innigst vom Mitleiden gerührt. Er zaudert, er bedenkt sich nicht lang, er achtet es nicht, daß er sich dabey auf seiner Reise verweile, sondern eilends steigt er von seinem Lastthier, geht zu ihm hin, gießt Oel und Wein in die Wunden, verbindet selbe, setzt ihn dann auf sein Thier, begleitet ihn zu Fuße bis in die nächste Herberg, nnd thut allda dem Wirth den Auftrag, diesen Menschen auf seine Kosten zu versorgen. Seht, l. Ch., so müssen auch wir unsere Wohlthaten mit einem guten bereitwilligen Herzen ausüben.

Und

Und dazu haben wir ja Gelegenheit genug, wenn wir sie nur gebrauchen wollen. Jetzt kömmt ein Armer vor unsere Thür, und bittet uns um ein Allmosen; itzt ersucht uns ein Freund, ein Nachbar um diese oder jene Gefälligkeit. Da stoßt uns ein Verunglückter auf, dem wir durch Darleihung einer Summe Geldes, oder auf eine andere Art wieder aufhelfen können. Dort wieder ein anderer, dem wir durch einen guten Rath oder durch unsere Empfehlung, durch unser Vorwort zu seinem Glück verhilflich seyn können. Bald ereignet sich ein Fall, wo wir von unserm Nebenmenschen einen Schaden abwenden, bald ein anderer, wo wir ihm einen Vortheil verschaffen können: und solcher Fälle und Gelegenheiten giebt es im gemeinen Leben unzählige.

Aber wie verhalten wir uns wohl dabey? wie viele Nachahmer findet der Samaritan unter uns? Ach man geht lieber mit dem unbarmherzigen Leviten vorbey, man sieht den nothleidenden Mitbruder entweder gar nicht, oder nur mit gleichgiltigen Augen an; man weiset den Hilfsbedürftigen entweder mit lügenhaften Ausreden und kahlen Entschuldigungen ab, oder man stoßt ihn wohl gar mit harten und rauhen Schimpfworten von sich hinweg. Oder wenn man ihm

auch

auch Gutes thut, so geschieht es doch sehr langsam, so geschieht es erst nach langem Zaudern, nach vielen Bitten und Zudringlichkeit, es geschieht mit Unwillen und Verdruß: man scheut jedes noch so kleine Ungemach, man achtet jeden Kreuzer, den man darauf verwenden sollte, wenn man gleich dadurch nicht reicher und nicht ärmer wird; man sieht das Bitten und die Thränen der Armen mit kaltem, ungerührtem Herzen an, man hält es für eine unausstehliche Plage, derer man sogerne loswerden möchte. Ist das wohl eine wahre christliche Wohlthätigkeit? heißt das desgleichen thun, wie jener gethan hat? O nichts wenigers; solche Wohlthaten können vor Gott keinen Werth haben, weil sie nicht mit einem guten bereitwilligen Herzen geschehen.

Zweytens muß die wahre Wohlthätigkeit auch uneigennützig seyn. Das ist, wenn wir Jemanden Gutes thun, so müssen wir dabey nicht bloß unsern Nutzen, oder unsere Ehre suchen, sondern unsere Hauptabsicht muß dabey diese seyn, daß dem bedürftigen Nebenmenschen dadurch geholfen werde. Seht nur wieder auf unsern Samaritan. Die Wohlthat, die er an dem armen Reisenden gethan, war gewiß keine eigennützige, interessirte Wohlthat. Denn was hätte er auch von

einem Menschen für eine Vergeltung erwarten können, dem die Mörder alles, sogar seine Kleider geraubt hatten? Nein, ohne die geringste Absicht auf einen Gewinn, oder auf einen eiteln Ruhm nimmt er sich seiner an, bezahlt alles aus seinem Säckel, und geht dann seinen Weg weiter, bloß mit dem Bewußtseyn zufrieden, dem Unglücklichen in der Noth geholfen zu haben.

Nun mein lieber Christ, geh hin, und thu desgleichen, wie dieser Samaritan gethan hat. Lerne da aus diesem Beyspiel deinem Mitmenschen aus reinem Trieb der Liebe ohne Eigennutz wohlthun. Geh in dein eignes Gewissen, und frage dich selbst, ob deine Wohlthätigkeit bisher auch immer so uneigennützig war; frage dich selbst, ob du nicht vielleicht bloß deßwegen andern Gutes gethan habest, damit du, wie Christus sagt, von den Menschen gesehen, gelobt würdest: frage dich selbst, ob nicht vielleicht das die Triebfeder deiner Wohlthätigkeit gewesen sey, weil du dabey deinen Vortheil, und eine stattliche Wiedervergeltung zu gewarten hattest. Frage dich selbst, ob du wohl fähig bist Jemanden eine Wohlthat ganz unentgeltlich, ganz im stillen und auch in dem Falle zu erweisen, wo Niemand davon etwas erfährt, wo dein Na-

me ganz unbekannt bleibt, wo du nicht einmal einen Dank dafür erhälst: und dann wenn dir dein Gewissen das Zeugniß giebt, daß deine Menschenliebe von dieser Art sey, wenn du dich selbst mancher stillen und unbekannten Wohlthat erinnern kannst, dann sey versichert, daß deine edlen Thaten im Buch des Lebens aufgezeichnet seyen, dann magst du dem Samaritan zur Seite stehen, und auf den Namen eines christlichen Menschenfreundes Anspruch machen.

Aber wie oft betrügen sich die Menschen in diesem Stück? Sie glauben weis nicht was für große Wohlthäter zu seyn, und sind doch nichts weniger als das; denn sie verrichten diese guten Werke nur um ihrerwillen, aber nicht aus Liebe zum Nebenmenschen: es ist ihnen nur um ihren Gewinn, oder um das Lob und den Beyfall der Menschen, aber nicht um das Wohl ihres Mitmenschen zu thun. Daher verrichten sie ihre Werke öffentlich, und sehen es gerne, wenn man selbe bewundert und ausposaunet; daher gereut sie jede Wohlthat, jede Gefälligkeit, die sie einem anderen erwiesen, wenn sie sehen, daß sie gar keine Erkenntlichkeit, keine Wiedervergeltung dafür erhalten; daher glauben sie, man

könne

könne ihnen nie genug danken, sich nie genug vor ihnen verbeugen, und sie hätten ein Recht, denjenigen, dem sie Gutes gethan, nach Belieben zu behandeln, ihn zu erniedrigen, ihn zum Gegenstand ihres Muthwillens und Kurzweils zu machen, und alles von ihm zu fodern: dieß können ja doch nicht wahre Wohlthäter heißen. Nein, sie haben nicht so fast andern, als sich selbst Gutes gethan, sie haben nur ihrem Eigennutz, ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit ein Opfer gebracht. Sie können daher auch keinen Lohn von Gott erwarten, weil sie, wie Jesus sagt, ihren Lohn nur hier auf Erden gesucht und auch empfangen haben.

Endlich die dritte Eigenschaft der christlichen Wohlthätigkeit ist, daß sie allgemein sey, das will sagen, sie muß sich auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken; denn jeder Mensch, von was für einem Stande, Alter, Charakter, Vaterland er immer seyn mag, ist unser Nächster, unser Mitbruder. Ja selbst die Verschiedenheit der Religion darf da keine Ausnahme machen. Dieß lehrt uns das Beyspiel des Samaritans abermal sehr deutlich. Der Arme verwundete Mensch, dem er so viele Liebe erwies, war keiner von seinen Freunden und Anverwandten,

son=

sondern ein ihm ganz unbekannter Mensch, den er vielleicht in seinem Leben noch nie gesehen hatte: es war keiner von seinen Landsleuten und Mitbürgern aus dem Samariterland, sondern ein Ausländer, ein Fremdling; er war nicht von seiner Religionsparthey, sondern vermuthlich ein Jude, folglich in seinen Augen ein Irrgläubiger, ein Ketzer. Denn die Juden hatten damals einen andern Glauben, einen andern Gottesdienst als die Samaritaner. Und doch, obwohl dieser Mensch ihm ganz unbekannt, obwohl er ein Ausländer, ein Religionsgegner war, doch eilte er ihm zu Hilfe, als wenn es sein Glaubensgenosse oder sein bester Freund gewesen wäre. Er nahm gar keine Rücksicht auf die äussern Umstände seiner Person, sondern er sah, daß es ein Mensch sey, und dieß war ihm genug, um ihm seine Wohlthat zufließen zu lassen.

So machte es der Samaritan, und so, meine Christen! müssen wir es auch angehen, wenn wir wahre Wohlthäter nach seinem Beyspiel seyn wollen. Sey unser Nebenmensch, wer er will, von vornehmer oder niedriger Geburt, von schöner oder häßlicher Gestalt, sey er In- oder Ausländer, Jude, Heid oder Christ, Freund oder Feind, genug er ist unser Mitmensch. Es ist

un-

unsere Pflicht, ihm in der Noth so viel als mög-
lich beyzuspringen. Freylich haben manche Men-
schen oft mehr Recht und Anspruch auf unsere
Wohlthaten, als andere. So z. B. muß im Fall,
daß man mehreren miteinander nicht genug zu lei-
sten im Stande ist, Eltern, Kinder, Freunde,
Hausgenossen und Mitbürger den Fremden und
Auswärtigen vorziehen, und jenen zuerst bey-
springen. Ferners muß man bey seinen Wohl-
thaten besonders einen Unterschied machen zwi-
schen jenen, welche der Hilfe wirklich vonnöthen
haben und dieselbe auch verdienen, und zwischen
andern, die des Mitleids unwürdig sind, und
selbst aus eigner Schuld Noth leiden: man muß
einen Unterschied machen zwischen wahrhaft be-
dürftigen Hausarmen, und zwischen dem lieder-
lichen Gesinde, bey dem keine Wohlthat gut an-
gewendet ist, und durch Almosen oft mehr Bö-
ses als Gutes gestiftet wird. In diesem Stück
braucht es viele Vorsicht und Klugheit, damit
man seine Wohlthaten nicht umsonst verschwen-
de. Allein dessen ungeachtet, muß die christliche
Mildthätigkeit doch immer allgemein bleiben. Wir
müssen Niemanden davon ganz ausschließen, so-
bald wir sehen, daß er unsern Beystand vonnö-
then habe, wir müssen allen Gutes thun, so viel
wir können. Sobald wir einen einzigen Men-

schen

schen, dem wir leicht helfen könnten, ausnehmen, so ist unsere Wohlthätigkeit schon nicht mehr allgemein, folglich keine wahre christliche Menschenliebe, und folglich der Belohnungen nicht werth, welche jedem christlichen Wohlthäter verheissen sind. Und welche sind diese Belohnungen? —

II. Es hat zwar Gott mit jeder Tugend, die der Mensch hier auf Erde ausübt, eine gewisse Belohnung sowohl für dieses gegenwärtige als auch für das zukünftige Leben verbunden. Allein, gleichwie die mildthätige Nächstenliebe die Mutter und die Königin aller übrigen Tugenden ist, so wollte Gott diese Tugend auf eine ganz besondere Art, mehr als alle andere Tugenden belohnen. — Belohnen schon in dieser Welt, und noch mehr erst in jener Welt, also ein zweyfacher Lohn, der es gewiß verdient, daß wir ihn durch diese Tugend zu erlangen suchen.

Der Lohn in dieser Welt besteht vorzüglich in dem stillen aber süßen Vergnügen, welches der Mensch bey Ausübung einer Wohlthat in sich selbst empfindet. Denn was für eine selige Empfindung ist nicht das, wenn ich meinem dürftigen Mitbruder eine Wohlthat erweisen, wenn ich ihn aus seiner Gefahr, aus seinem Elend erretten,

ten, wenn ich ihm seinen Kummer lindern, und seine Thränen des Schmerzes in Thränen der Freude verwandeln kann, wenn ich zu mir selbst sagen darf: ich bin nach Gott der Schöpfer, der Urheber seines Glücks, mir hat er seine Errettung, sein Aufkommen zu danken, ich bin das Werkzeug, welches die göttliche Vorsehung auserlesen hat, um ihn glücklich zu machen. Was für eine selige Empfindung, sage ich, muß nicht das seyn. Wahrlich bloß wegen dieses Vergnügens allein sollte man sich wünschen, auf einem Throne zu sitzen, oder sonst einen Ueberfluß an Vermögen zu haben, damit man nur recht oft Gelegenheit hätte, durch Wohlthun dieses Vergnügen zu genießen. Bloß diese himmlische Wollust Gutes zu stiften, und Menschen glücklich machen zu können, bloß diese Wollust allein ist fast der einzige Vortheil, den die Großen und Reichen dieser Welt vor dem niedrigen Theil der Menschen voraus haben; um alle übrigen Vorzüge, die sie sonst noch haben, dürfen wir sie gewiß nicht beneiden. Diese Wollust ist das reinste, das edelste Vergnügen, das es auf dieser Erde geben kann. Dieses ist wahrer Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit. Doch wozu da viele Worte? Nur fühlen kann man es, dieses Vergnügen: wers nicht selbst gekostet hat, der wird sich nie einen Begriff

da=

davon machen, und alle Worte werden für ihn verloren seyn. Glücklich also derjenige, der aus diesem Becher der göttlichen Freude schon wirklich getrunken hat, und aus eigener Erfahrung davon reden kann. Aber auch unglücklich derjenige, der das nie erfahren hat, und sich also nicht vorstellen kann, wie man beym Wohlthun so ganz eine besondere Freude empfinden könne. Unglücklich derjenige, der gleich dem Priester und Leviten im Evangelium mit kaltem und gleichgültigem Herzen vorübergehen kann, und gar keinen Drang nach diesem Vergnügen des Wohlthäters in sich fühlt. Unglücklich derjenige, dem die Wollust einer durchbuhlten Nacht, oder jede andere Ergötzung besser schmeckt, als das stille Vergnügen, einen Menschen glücklich gemacht zu haben! Ach, das Herz eines solchen Menschen muß wirklich schon in einem hohen Grade verdorben seyn, wenn er für die seligste Menschenfreude des Wohlthuns auf Erden ganz allen Sinn verloren hat.

Und doch ist die Freude dieses Bewußtseyns nur erst ein kleiner Vorboth von jener Freude und Belohnung, die auf jeden christlichen Wohlthäter einst nach dem Tode im Himmel wartet. Da wird er erst den wahren eigentlichen Lohn seiner

Mildthätigkeit genießen: da wird er erst sehen, was seine auf Erden ausgeübten Werke der Barmherzigkeit für ein guter Saame waren, der ihm dort hundertfältige Frucht bringt.

Diesen Lohn hat Jesus allen christlichen Menschenfreunden ausdrücklich verheißen; er hat diese Verheißung noch dazu recht sinnlich nnd rührend vorgetragen, damit er nur die Herzen der Menschen zur Mildthätigkeit leichter bewegen möchte. Wenn des Menschensohn, sagt er, einst in seiner Herrlichkeit kommen wird, alsdann wird er alle Völker um sich versammeln, und sie von einander sondern, so wie ein Hirt die Schaafe von den Böcken absondert, die Schaafe wird er zur Rechten, die Böcke aber zur Linken stellen. Alsdann wird er zu jenen auf der rechten Seite sprechen: Kommet her ihr Auserwählte meines Vaters, besitzet das Reich, welches euch von Aubeginn der Welt bereitet ist; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeiset, ich war durstig, und ihr habt mich getränket, ich war nackend, und ihr habt mich gekleidet u. s. w. Da werden dann aber, fährt er weiter fort, diese Seligen zur rechten Seite sagen: Herr, wie konnten wir das thun? Wir haben dich ja nie hungrig, nie durstig oder nackend gesehen. Wahrlich ich sage euch, wird

dann

dann die Antwort des Richters seyn, alles was ihr dem Mindesten aus meinen Brüdern gethan, das habt ihr mir selbst gethan, gehet ein in die ewige Freude. Hingegen wird nun der Richter sich auch auf die linke Seite wenden, und zu den andern sagen: Gehet hinweg von mir ihr Verworfene in das ewige Feuer, welches dem Satan und seinem Anhang bereitet ist; den ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränket u. s. w. Auch diese werden dann wieder fragen: Herr, wann haben wir dich so gesehen? Aber die Antwort wird seyn: was ihr den Mindesten unter den meinen nicht gehan, das habt ihr mir selbst nicht gethan. Und dann, setzt er hinzu, werden jene eingehen in die ewige Freude, diese aber in die ewige Pein. — Dieß sind die eignen Worte Jesu.

Wahrlich, wenn alle Christen nur diese einzige Lehre Jesu vor Augen hätten, wenn sie nur immer das dächten: was ich meinem Nächsten thue, das thue ich Jesu, dessen Person er vorstellt: jede Wohlthat, die ich meinem Nächsten erweise, jeder kalte Trunk Wasser, den ich ihm reiche, kömmt mir selbst zu Gut, ist ein Pfund das ich bey Jesu auf Wucher lege, und wofür

ich

ich einst die reichlichsten Zinsen erhalten werde: wenn alle Christen das bedächten, so wäre es unmöglich, daß man gegen das Elend seines Mitmenschen, oder vielmehr gegen seinen eigenen Vortheil so unempfindlich seyn könnte. Darum, m. Ch., wenn uns anders unsere eigne Seligkeit am Herzen liegt, wenn es uns darum zu thun ist, daß wir einst auf der rechten und nicht auf der linken Seite zu stehen kommen, so lasset uns Jesum in der Person der Armen nicht verschmähen, lasset uns Jesum speisen, tränken und kleiden, wir dürfens ja einmal nicht umsonst thun. Lasset uns nach dem Beyspiele des Samaritans jedem Gutes thun, so viel wir können. Dieß wird uns dann schon hier auf dieser Welt großes Vergnügen, und Glück und Segen bringen, noch mehr aber an jenem Tage des Gerichts, wo wir aus dem Mund des Richters den seligen Ausspruch hören werden: Kommt her ihr Gebenedeite meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch vom Anbeginn der Welt bereitet ist. Amen.

Am

Am dreyzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Selig sind, die itzt trauern und Leid tragen, denn sie werden getröstet werden. Matth. 5.

Auch aus dieser Erzählung des heutigen Evangeliums von den zehen aussätzigen Menschen seht ihr wieder, m. Ch., daß es schon damals zu den Zeiten Jesu eine unzählige Menge leidender und unglücklicher Menschen gegeben habe, wie es dieselben noch giebt.

Dort waren freylich viele von diesen Leidenden so glücklich, daß sie durch die Wunderkraft Jesu von ihren Leiden gerettet und befreyt wurden, so wie diese kranken Menschen ihre Gesundheit von ihm erhielten, ungeachtet sie sich fast alle durch ihren Undank dieser Wohlthat sehr unwürdig zeigten. Allein in unsern Zeiten giebt es keine solche Wunderthaten mehr: sondern die meisten leidenden Menschen müssen größtentheils ohne Rettung in ihrem harten Zustande verbleiben. Ist das nicht ein trauriges Loos, ein recht unglückseliges Leben für solche Menschen?

Ja nach der Sprache und Denkart der Welt ist das freylich das größte Unglück, wenn man hier viel Unangenehmes zu leiden hat. Aber dieß kömmt nur daher, weil man von der wahren Glückseligkeit keinen rechten Begriff hat, und unter derselben immer nur das zeitliche, angenehme Wohlleben versteht.

Mancher denkt sich, ich weiß ja doch wohl, was glückselig seyn heißt; wenn man reich ist, wenn man viel Vergnügen hat, wenn man überall hochgeschätzt und hochangesehen ist. Allein Jesus sagt ja ganz anders, bey ihm heißt es: „Selig die Armen, selig, die da trauren und Leid tragen, selig, die Verfolgung leiden u. s. w. — diesen wird das Himmelreich.“

Da ist es nun ganz etwas anders, was man gewöhnlich unter Glückseligkeit sich vorstellt, und ganz etwas anders, was Jesus glückselig seyn nennt. Wer hat nun aber recht? die Menschen, oder Jesus, der Lehrer der Menschen?

Es wird wohl kein guter Christ seyn, der nicht sagte: die Menschen müssen unrecht haben, und Jesus recht. Indessen es wird auch, wenn mans nur aufrichtig gestehen will, nicht leicht

einer seyn, der nicht wieder sagte: „Ich sehe aber doch nicht ein, warum die Menschen so unrecht, und Jesus allein recht haben soll? Warum vielmehr der Arme als der Reiche, vielmehr, der in Kreuz und Leiden, als der in Ehren und Vergnügen ist, glückselig seyn soll.

Nun m. Ch., wenn du dieß nicht einsiehst, so laß dich belehren, damit du es einsehest. Wir wollen es itzt überlegen, ob denn die Menschen Recht oder Unrecht haben, wenn sie nur denjenigen, der Reichthum, Ehre und Vergnügen hat, glückselig nennen.

Jeder Mensch trachtet zwar nach Glückseligkeit; aber er weiß sehr oft nicht, was er hier eigentlich will.

Er will Reichthum und Vergnügen, und meynt, dann habe er Glückseligkeit. Ich sage, er will Reichthum und Vergnügen. Denn Reichthum allein und viel Geld, Silber und Gold kann ihn ja für sich nicht glückselig machen. Geld und Gold läßt sich ja nicht essen und trinken, nicht schmecken und riechen. Es läßt sich nur in die Kästen einsperren, fleißig und ängstlich aufbewahren, Sorge und Kummer darüber füh-

fühlen, daß es nicht etwa Räuber und Diebe reize, daß es nicht gestohlen und geplündert werde, und seinen Besitzer der Gefahr von mancherley Mißhandlung und selbst manchmal des Todes aussetze.

Dieß wäre wahrlich eine schlechte Glückseligkeit. Darum will man aber auch gewöhnlich Geld und Gut nicht um seiner selbst willen besitzen; nicht damit mans habe, sondern damit mans gebrauche, damit man in den Stand gesetzt sey, nun frey und unabhängig von andern zu leben, nichts arbeiten zu dürfen, gut essen und trinken, sich allerley Vergnügen, und alles, was unsre Augen und unsere Sinne gelüstet, anschaffen zu können. Dieß, meynt man nun, wäre doch wohl Glückseligkeit zu nennen werth, nach der man trachten solle, und fähig uns zu befriedigen, wenn man sie erreicht hat.

Aber lieber Freund und Bruder, denke nur ein wenig, denke nur etwas vernünftig darüber nach, und du wirst finden, daß dieß gar keine Glückseligkeic sey, die für alle Menschen ist; daß, wenn sie allen zu Theil würde, lauter Unordnung und Verwirrung, lauter Unglück und Elend aus dieser Glückseligkeit entstehen müßte, und daß sie in keinem Falle dein wahres Glück ausmachen könne.

Se=

Setze einmal, daß alle Menschen diesem Glücke emsig nachtrachten, daß es alle glücklich erreichen würden, was würde aus dieser Welt werden? Ein wahres Jammerthal. Wenn alle reich sind, wenn alle frey sind, wenn keiner vom andern abhängt, und keiner dem andern dient, alle nur nach Lust und Vergnügen jagen und die lästige Arbeit scheuen — wie lange soll das währen? Nur ein Jahr lang, so stehen alle Handwerke und aller Ackerbau still; wir haben eine Hungersnoth, und tausenderley andere Mängel, Elend, Krankheit, Noth und Tod. — Wiederum wenn alle bey ihrem Reichthum frey und unabhängig nur nach ihrer Laune für sich, keiner für den andern wollen leben uud arbeiten, so müßte ja eben darum jeder, was er bedarf, sich selbst zu richten, seine Nahrung, Kleidung, Wohnung sich selbst zurecht machen, und jeder hätte gerade um so mehr Arbeit mit sich, weil alle feyern, — um so mehr Last zu tragen, weil alle bloß Lust genießen wollen. — Lauter Unordnung, lauter Widerspruch, und eben darum lauter Arbeit oder Elend, weil keiner arbeiten und sich jeder vergnügen will.

Indessen weiß ich wohl, was du, der du in Reichthum und sinnliche Lust deine Glückselig-

ligkeit setzest, im stillen denkst und wünschest. Du denkst: Wenn nur ich Reichthum und Lust hätte, wenn nur ich nichts arbeiten dürfte, und mich nach meiner Neigung vergnügen könnte; andre möchten wohl arm seyn, und arbeiten müssen. Allein, was du von andern verlangst, das verlangen auch andre von dir. Du willst Dienst und Arbeit von andern für dich, und andre wollen Dienst und Arbeit von dir für sich; du willst dich bloß vergnügen, und nichts für andre thun; andre wollen jenes auch, und nichts für dich thun. Das Recht, das du hast, von ihnen zu fodern, daß sie deiner Lust dienen, das haben sie auch von dir zu fodern, daß du der ihrigen dienst. Was kömmt da aus so einer vermeinten Glückseligkeit der Menschen, aus dem allgemeinen Verlangen nach Reichthum und Vergnügen heraus? Abermals lauter Unordnung und Widerspruch, und am Ende, wenn keiner dienen, und doch jeder bedient seyn will, wenn einer den andern mit Gewalt und Uebermacht zu seinem Dienste zwingen muß, lauter Feindseligkeit, Gewaltthätigkeit, Mord und Tod.

Nein, Gott hat diese Welt ganz anders geschaffen, und so geordnet, daß eine solche Glückseligkeit, wie du träumest, darin nicht statt haben

ben kann, und für die Menschen gar nicht möglich ist. Er hats so geordnet, (und die Welt und die Menschen können nach seiner Anordnung nur so bestehen,) daß zwar keiner unter lauter Arbeit und Last erliege, aber doch jeder arbeite; daß sich jeder von Zeit zu Zeit durch Ruhe und Vergnügen zur Arbeit stärke, aber nicht in lauter Trägheit, Ruhe und Vergnügen seine Tage dahinbringen mag; daß keiner bloß dem andern diene, aber keiner bloß von andern bedient seyn wolle, sondern jeder sich, und einer dem andern helfe. — Er hats so geordnet, daß jeder erwerben und erhalten kann, was er zu seinem ehrlichen Auskommen bedarf, aber nicht jeder erlangen mag, was er nach seiner ungezähmten Begierde wünscht. Lauter Lust ohne Last, lauter Ueberfluß ohne Abgang ist in dieser Welt eben so unmöglich, als lauter Heiterkeit ohne Wolken, lauter Sonnenschein ohne Regen — bey so einer Einrichtung müßten Menschen und Thiere zu Grunde gehen. Was willst du denn, wenn du lauter Vergnügen ohne Arbeit, lauter Reichthum ohne Mangel willst? Eine Glückseligkeit, die in dieser Welt unmöglich ist, die diese Welt unglücklich machen und zerstören würde.

Zwar wird in diesem Leben dem Einem an Geld und Gut mehr, dem andern weniger zu

Theil; zwar hat der eine mehr Last zu tragen, zwar kann der andre mehr Lust genießen — aber ist derjenige, der mehr hat, dem mehr zu Geboth steht, schon glücklicher als ein Anderer? Will er, daß ihm die Speise schmecke, so muß er erst hungern; will er, daß ihm sein Trunk schmecke, so muß er erst dursten; will er, daß ihm die Ruhe wohl thue, so muß er erst arbeiten; will er der Vergnügen viel und lange genießen, so muß er sie mäßig genießen, oder er zerstört seine Gesundheit, und verbittert und verkürzt sich sein Leben durch Krankheit. Seht abermals wie unmöglich lauter angenehme Ruhe und Erquickung ohne ermüdende Arbeit, lauter angenehmer Genuß, ohne unangenehmen Durst, lauter fortwährendes Vergnügen ohne Bitterkeit und Krankheit ist. Auch sind unsre Begierden, wenn man sich ihnen einmal überläßt, unersättlich. Wer viel hat, will immer mehr haben, und fühlt sich bey all seinem Reichthum doch noch arm; wer viel genießt, will immer mehr genießen, und fühlt sich bey all seinen Freuden noch unzufrieden. Dieß sehen wir ja alle Tage selbst bey Fürsten und Königen. Wenn sie auch ganze Reiche und Länder haben, so wollen sie doch noch neue erobern. Wenn sie auch Geld den Millionen nach erhalten; so haben sie doch zu we-

wenig, machen sie sich doch mehr Ausgaben, als sie bestreiten können. Und glaubt ja nicht, daß dieß nur bey dem und dem so sey, daß ihr ganz anders, und weit zufriedner seyn würdet. Nein, ihr selbst würdet nicht besser, als manche Reiche und Hohe seyn, sobald ihr euch einmal wie sie euren Neigungen ohne Zwang und Zaum überlassen könntet. Jeder Mensch der sich einmal bloß seiner Begierde nach Reichthum und Vergnügen hingiebt, ist unersättlich. Er ist an alten Vergnügungen bald satt, und will neue haben, und muß neue Ausgaben machen, daß endlich alle Vergnügen der Welt nicht hinreichen ihn zu sättigen, alle Reichthümer der Welt nicht, sie zu bestreiten.

Und wenn ihr auch nicht so wäret, wenn ihrs verstündet, besser zu haushalten, länger zu genießen — wie lange währt es, wenn es aufs Längste währt? Etliche Jahre dieses ungewissen Lebens. — Dann kömmt der Tod, und itzt ist aller Reichthum, alle Freude und Lust auf einmal verschwunden, wie ein Traum — ihr könnt euch mit allem Golde keine Stunde erkaufen; keinen Seufzer, und keinen der marternden Athemzüge, in denen ihr liegt, ersparen. Ihr sterbet dahin, und habt von all dem Gelde, von

all den Freuden und Vergnügen nichts mehr in Handen.

Und dieß soll die wahre Glückseligkeit seyn, die euch ganz nackt und bloß läßt, da ihr den ernsten Schritt in die Ewigkeit hinüber macht? Nein, ihr Menscheu, wahrlich ihr habt Unrecht, wenn ihr die Glückseligkeit dieses Lebens bloß auf Reichthum und fortwährendes Vergnügen bauet. Gott hats so geordnet, daß dieß die Glückseligkeit für alle Menschen nie seyn kann, und auch für einzelne Menschen nie seyn wird. Wo ist sie also zu finden diese wahre Glückseligkeit? Nur da wo sie Jesus gesucht und gefunden: nämlich in Erfüllung seiner Pflichten und in geduldiger Uebertragung der zeitlichen Trübsale. Nicht die Welt, sondern nur Jesus hat Recht, wenn er sagt: Selig, die itzt weinen und Leid tragen. Freylich das Leiden ist hart, solange es dauert. Allein es ist eben ein nothwendiges Mittel zur wahren Seligkeit. Auf ein kurzes Leid folgt ja eine ewige Freude. Die itzt trauern, werden einst getröstet werden. — Freuet euch und frohlocket, euer Lohn ist groß im Himmel. Amen.

Am vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Höchst tröstlich ist die Lehre, die dieß Evangelium enthält, und die Weise, wie sie dargestellt wird, höchst faßlich. Sie ist ein kleiner Theil von jener langen Rede, die bey Matthäus drey Hauptstücke vom fünften bis zum achten ausfüllt, und noch so viel anders Lehrreiches enthält. Gewöhnlich heißt sie die Bergpredigt Jesu, weil sie der göttliche Lehrer von einem Berge, von einem erhabnen Orte herab seinen Jüngern, und dem zahlreich versammelten Volke vortrug. Berge waren so oft sein Gebethort, Berge sein Predigtstuhl. In der offnen freyen Natur, in diesem großen Hause und Tempel Gottes bethete er zum Vater im Himmel, predigte er zu seinen Menschenkindern auf Erde. Da schwebten die Vögel vor ihm in heiterer Luft, da lagen die Felder nnd Wiesen vor seinem Auge in ihrem grünen und blumichten Schmucke. Wie sich sein Gesichtskreis, so öffnete und erweiterte sich sein Herz, und jeder Gegenstand, der ihm aufstieß, die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes gaben ihm Anlaß, seine Lehren und Wahrheiten daran zu heften, und so

in die Seelen seiner Zuhörer faßlich und leicht erinnerlich, sinnlich und lebendig einzuprägen. Daher auch im vorstehenden Evangelio der Aufruf an die Jünger und das Volk: „Schauet hin anf die Lilien im Felde — schauet auf zu den Vögeln in der Luft.“ —

Doch, was war denn dieß für eine Lehre und Wahrheit, die seine Zuhörer an diesen sichtbaren Gegenständen mehr schauen, als hören sollten? Es war jene große Lehre und Wahrheit, die auch der Inhalt, der kurze Inbegriff aller übrigen heißen mag: „Suchet vor allen das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit, strebt vorzüglich nach den höhern Gütern von Tugend und Weisheit, und verbannet dann wegen der niedern und irdischen Kummer und Aengstlichkeit“ — oder kürzer: „Thut Gutes, und vertraut auf Gott.“

Sich vorzüglich bewerben um sittliche Heiligkeit und Güte des Herzens, und vertrauen auf die göttliche Vorsicht unsers Vaters im Himmel — dieß doppelte ist es, was er bey allen seinen Lehrvorträgen, so verschieden auch die Form davon seyn mag, zum Grunde legt, und zum Ziele hat. Wir wollen itzt betrachten, wie er dieß im heutigen Evangelio thut.

I.

I. Wir fangen da an, wo sich das heutige Evangelium schließt: „Suchet zuerst und vor allem das Reich Gottes, und dessen Gerechtigkeit“ — und werden dann auf das zurückkommen, was es vom Anfange bis dahin enthält. So dünkt mich, mag uns die doppelt wichtige Wahrheit, die darin ist, in gegenwärtiger Erklärung um so heller einleuchten.

Wenn unser Lehrmeister vom Reiche Gottes spricht, so werden wir uns wohl anderswoher noch erinnern, was er damit meynt. Es ist nämlich dieses Reich nichts anders, als die Gemeinde derjenigen, die im Zutrauen auf Gott, in Liebe zu Gott und Menschen nach seinem heiligen Willen und Gesetze wandeln, sich in diesem guten Willen gegenseitig stärken und befestigen, hier auf dieser Erde eine Gemeinde, ein Reich Gottes und der Guten sind, und eine Gemeinde und Reich Gottes und der Seligen in einem andern Leben seyn werden. Sollen wir nach dieser Deutung vor allem, wie Jesus ermahnt, Gottes Reich suchen, so werden wir dieser Auffoderung nur in so ferne nachkommen, als wir ernstlich und unverdrossen streben, hier unter die Zahl der Guten und Tugendhaften, und auf ewig unter die Zahl der Seligen und Heiligen

zu gehören, und so auf Erde, wie im Himmel, Bürger und Glieder vom auserwählten Volke und Reiche Gottes zu seyn. Jesus ist einmal nicht damit zufrieden, daß wir nur zur wahrgläubigen, er will, daß wir auch zur rechtlebenden und heilig wandelnden Gemeinde oder Kirche gehören. Darum sagt er nicht nur: „Suchet vor allen das Reich Gottes" sondern fügt auch hinzu: „Und dessen Gerechtigkeit" — das heißt: Trachtet nicht nur solche Mitbürger und Mitbrüder von einer Kirche und einem Reiche Gottes zu seyn, die recht glauben, sondern auch die heilig und gerecht leben. Bestrebt euch um die Aufnahme in die Gemeinde der öffentlichen Verehrer Gottes und seines heiligen Gesetzes; aber zeigt auch durch Streben nach immer höherer Tugend und Gerechtigkeit, daß ihr dieser Aufnahme vor Gott, wie vor Menschen würdig seyd, und euch einer weitern Aufnahme in die heilige Gemeinde würdig macht. Dort, wo Gott, sein Wille, sein Gesetz der Tugend und Gerechtigkeit herrscht, da ist das Reich Gottes, und herrscht sie in eurer Seele, wie in den Seelen eurer gerechten Mitbrüder, treibt sie euch und sie, sich gegenseitig zu erbauen und erbauen zu lassen, im Guten stark zu seyn, und andre zu stärken, wie wahr und selig für euch ist dann

der

der Ausspruch: „Das Reich Gottes ist in euch, und ihr im Reiche Gottes.“

Nun giebt es freylich viele, denen Geld und Gut mehr, als Tugend und Gerechtigkeit gilt; die weit sorgfältiger dem nachstreben, was irdisch reich, als was himmlisch gut, heilig und selig macht. In ihnen herrscht nicht das reine erhabne Gesetz der Tugend, sondern die niedrige Begierde nach Reichthum; in ihnen ist nicht das Reich Gottes, dessen Willen sie wenig gehorchen, sonderu des Mammons, der Gewinn- und Habsucht, der sie dienen.

Diese doppelte Art Menschen stellt Jesus im heutigen Evangelio gegeneinander; und tadelt jene, die aus der Aufhäufung irdischer Güter ihre erste Sorge, und aus dem Reichthume an Tugend und Gerechtigkeit ihre letzte machen. „Vor allem — ruft er — sucht gut, gerecht, und nicht reich und im Ueberflusse zu leben — vor allem sucht Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit, sucht vollkommen und selig zu seyn, wie euer Vater im Himmel ist.“

Was uns hier die Stimme Jesu von aussen zuruft, das ruft auch eine andre Stimme in

uns.

uns. Es ist die Stimme der Vernunft, des Gewissens, und wer sie nur mit unbefangner Redlichkeit, mit Liebe zur Wahrheit hören will, dem sagt sie gewiß, was Jesus sagt: „Ein guter, gerechter Wille, eine Gott und Menschen liebende Seele ist ein Schatz, köstlicher als Gold und Silber. Was sorgst und mühst du dich so emsig, viel von diesen zu haben? Sorg und mühe dich zu erst jenen zu haben. Durch Reichthum wirfst du einen Glanz von dir für die Augen der Menschen, durch Tugend hast du einen im Auge Gottes. Nicht, was du im Ueberfluße von aussen um dich her hast, sondern was du durch reine Liebe im Innersten bist, das ist und bleibt eigentlich dein — dein, wenn das Feuer dein Haus verzehrt, wenn eine Räuberbande dein Habe plündert, wenn dich der Tod von allen sichtbaren Gütern dieser Welt trennt. „Mag sich doch mancher sehr klug dünken, weil er sich Schätze für dieses Leben zu sammeln weiß. Aber sagen soll er nicht: „Achtet mich hoch; denn ich bin reich, ich brauche nicht tugendhaft zu seyn, denn ich habe Geld, was soll ich noch erst für Güte und Rechtschaffenheit sorgen? ich habe ja für Güter und Reichthum gesorgt." — Nein, unmöglich kann er von andern Beyfall fodern, oder

sich

sich geben, wenn er nur ein reicher, und nicht ein guter und gerechter Mann ist; wenn er nur jener zu werden, und nicht vor allem dieser zu seyn strebt. Suchet zuerst das Reich Gottes, und dessen Gerechtigkeit! — so spricht die Weisheit aus dem Munde Jesu; so die Vernunft aus jedem Menschen; so das Gesetz der Sittlichkeit in jedem Herzen.

Wer nun diesem Rufe folgt, wer das Trachten nach Tugend und Gerechtigkeit zu seiner Hauptsorge macht, der erhält von Jesu noch die Verheißung, auch alles das zu erlangen, was er zum Unterhalt dieses Lebens, zur Kleidung und Nahrung nöthig hat: „Alles dieses wird euch hinzugegeben werden.“ — Das heißt: Wer thut, was Gott will, der soll dann auch Gott vertrauen, und von ihm erwarten, was er bedarf. Wer vorzüglich darauf sieht, daß er gut und gerecht lebe, der soll dann nicht kümmerlich darüber thun, wovon er leben werde. Eben dasselbe Bewußtseyn, das ihm sagt: „Ich richte mich immer nach dem heiligen Willen meines guten Vaters,“ — fodert ihn auch zum zutraulichen Glauben auf: „Der gute Vater sieht auch gewiß auf die Bedürfnisse seines gutartigen Kindes.“

So

So deutlich und einleuchtend nun auch der Befehl Jesu ist, vorzüglich nach tugendhafter Seelengüte zu streben: so deutlich und einleuchtend seine Verheißung und Auffoderung ist, dann Gott in Rücksicht der leiblichen Bedürfnisse zu vertrauen: so hat man doch schon oft beydes, sowohl jenen Befehl, als diese Verheißung, sehr irrig gedeutet. Man muß also — sagte man — zu Folge des Ausspruches Jesu sich nur um das Himmlische, und ganz nicht um das Irdische bekümmern; für jenes muß man arbeiten, nicht für dieses; das Zeitliche muß man mit unbeschränktem Zutrauen von Gott erwarten, das Ewige unter Gottes Beystand und Gnade erstreben; Gott muß man dienen, nicht der Welt. Nun verstand man wohl noch unter Gott dienen einzig das Bethen und Kirchengehen, und glaubte nicht selten, man dürfe darüber seine Hausgeschäfte und Wirthschaft vernachläßigen, und bey aller sorglosen Unthätigkeit gleichwohl wunderbare Wirkungen von Gottes Segen erwarten.

Wahrlich ein großer und schädlicher Irthum, der dahin leitet, weder Gott recht zu dienen, noch zu vertrauen. Man macht sich aus dem Gebothe Jesu, nach Gottes Reich und Ge-

rechtigkeit zu streben, zu wenig, indem man dieß einzig auf Bethen und Kirchengehen einschränkt, und aus seiner Verheißung zeitlicher Güter zu viel, da man sie bis zur Erwartung derselben, auch ohne unser emsiges Mitwirken, ausdehnt. Man thut zu wenig, und hofft zu viel; unser Gottesdienst wird zu klein, und unser Vertrauen vermessen und zu groß.

Man sehe nur noch einmal auf die Worte Jesu zurück, und sie recht an, und diese irrige Auslegung derselben muß verschwinden. Er sagt: „Sucht zuerst, vor allem, das Reich Gottes, und die Gott gefällige Tugend und Gerechtigkeit.“ — Und nicht: „Sucht allein das Reich Gottes, und sorgt euch um die zeitlichen Geschäfte dieses Lebens ganz und gar nicht.“ Wer uns sagt, daß wir die Gesundheit der Seele zuerst suchen sollen, der giebt uns ja dadurch noch keinen Befehl, und keine Erlaubniß, daß wir die Gesundheit des Leibes gänzlich ausser Acht lassen dürfen; wer uns einprägt, worauf wir vor allen übrigen schauen müssen, der will uns dadurch noch gar nicht sagen, daß wir alles Uebrige vernachläßigen sollen. Nun dringt freylich Jesus, und mit ihm unsre eigne Vernunft mit allem Rechte darauf, daß unser vorzügliches

und

und erstes Streben auf Tugend und Gerechtigkeit gehe; aber er verbiethet dadurch ganz nicht, daß nicht unser Zweytes auch auf Güter dieser Erde, auch auf die Bedürfnisse dieses Lebens, auf Kleidung, Nahrung und Wohnung gehen dürfe. Vielmehr schließt der Befehl, gut und gerecht zu wandeln, und das ewige Leben zu verdienen, auch den Befehl mit ein, emsig, thätig und arbeitsam zu seyn, und für den zeitlichen Unterhalt zu sorgen. Denn gut und gerecht seyn, nach Gottes Reich und Gerechtigkeit streben, Gott dienen — besteht nicht einzig im Bethen und Kirchengehen, sondern vor allen in der Achtung und Liebe des Menschen aus Achtung und Liebe zu Gott und seinem heiligen Gesetze. Wie kann man gut und gerecht seyn, wenn man es nicht gegen den Menschen (sich und andre) ist? Und wie es gegen den Menschen (sich und andre) seyn, wenn man nicht auch für Leib und Leben des Menschen sorgt, Kopf und Hände zum Erwerbe zeitlicher Güter nicht anstrengt, um sich und die Seinigen, ohne daß man andern aus eigner Trägheit zur Last falle, redlich zu ernähren, zu kleiden und zu herbergen, um sein Gesinde und seine Taglöhner nach Pflicht und Gerechtigkeit zu bezahlen; um die nöthigen Unkosten auf die Erziehung und den Unterricht

seiner Kinder zu verwenden; um seine schuldigen Abgaben zur Handhabung der allgemeinen Ordnung und Wohlfahrt zu reichen, und von dem Ueberschusse, der uns etwa noch bleibt, einbrechende Unglücke, und eigne und fremde Noth wohlthätig auszuhalten, oder zu lindern? Sollte man etwa dieß alles, ohne sein Zuthun, lediglich vom Himmel erwarten, und hätte uns Gott etwa nur darum einen Kopf gegeben, um ihn auf das Küssen, und Hände, um sie in den Schooß zu legen?

Hätte uns Jesus etwa ein Zutrauen gelehrt, das uns träg und faul, für uns und andre unthätig und unnütz machte? Nein, Gott und Jesus, Vernunft und Erfahrung sagt nein, und zeigt uns solche Menschen als unglückliche, verächtliche, sich und andern lästige Menschen. Erst wenn man, um durch Gebrauch der irdischen Güter Güte und Gerechtigkeit zu üben, alle seine Kräfte zum Erwerbe derselben angestrengt hat, dann ist es Zeit, das Uebrige, was unsre Kräfte nicht vermögen, von Gottes Segen zu erwarten; erst wenn man seinen Acker emsig bestellt und besäet hat, Wachsthum und Gedeihen von dem Vater zu hoffen, in dessen Hand Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein, der Lauf

der Natur und die Herzen der Menschen liegen, die bey all unserm Fleiße noch immer den glücklichen Erfolg unserer Arbeiten vereiteln könnten.

So zeigt es sich dann, wie wahr es sey: „Dem, der vorzüglich nach Güte und Gerechtigkeit strebt, wird alles Uebrige, was er an zeitlichen Gütern bedarf, hinzugegeben werden." Es wird aus diesem seinen Streben gleichsam von selbst erfolgen. Denn einer Seits wird er an Thätig- und Arbeitsamkeit, die zur Erlangung derselben nöthig ist, nichts ermangeln lassen, weil er nur dadurch gut und gerecht gegen sich und andre seyn kann; und andrer Seits darf er nun Zutrauen fassen, daß alles übrige, was zum gesegneten Erfolge seiner Bemühung noch hinzukommen muß, für den redlichen Arbeiter der Gott und Vater hinzuthun werde, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt.

Immer gilt und steht dabey die Vorschrift Jesu oben an: „Sucht zuerst das Reich Gottes, und dessen Gerechtigkeit." — Das ist — „Bey all deinem Streben nach diesen Gütern der Erde, bey all deinem Gebrauche derselben sieh immer vorzüglich auf Tugend und Gerechtigkeit; strebe und strenge dich nach jenen nicht bloß darum an,

weil

weil du daraus Lust und Bequemlichkeit für deine Sinne und Neigungen hoffest, sondern weil du sie für dich und andre zum Unterhalt des Lebens und der Lebenskräfte, zu Bestreitung der nöthigen, gerechten und wohlthätigen Ausgaben bedarfst, und weil sie in dieser Absicht zu erwerben deine Pflicht und Schuldigkeit ist. Suche sie nie auf einem unerlaubtem, für dich oder andre schädlichen, ungerechten Wege; suche sie so, wie es für dich und andre gut und gerecht ist. Dann suchest du überall, selbst da du für das Reich der Welt arbeitest, zuerst und vorzüglich das Reich Gottes; selbst da du Güter der Erde sammelst, zuerst und vorzüglich Tugend und Gerechtigkeit und Güter des Himmels. Wie tadellos so eine aus Pflicht und Gesetz unternommene Bestrebsamkeit nach Geld und Gut sey, zeigt sich noch mehr, wenn wir weiter erwägen, was für eine Bestrebsamkeit nach Geld und Gut Jesus tadelt.

II. Allerdings wird im vorstehenden Evangelium ein gewisses Trachten nach den sinnlich sichtbaren Gütern und Reichthümern dieser Welt getadelt; aber was für eines? Dasjenige, wobey das Herz mit solcher Liebe an den Gütern der Erde hängt, welche die Liebe zur Tugend und Gerechtigkeit weit überwiegt, und mit solcher

Aengstlichkeit und Sorge darnach strebt, welche alles Zutrauen auf Gott ausschließt.

Wenn Jesus das eifrige Streben nach dem Reichthume als unrecht verwirft, so redet er von und zu solchen (deren es unter den Juden und auch seinen Zuhörern viele gab) die an ihrem Messias vielmehr einen Weltkönig wünschten und hofften, der ihnen Ueberfluß an sinnlichen Gütern verschaffen, als einen tugendhaften und weisen Lehrer, der sie zur Weisheit und Tugend anführen sollte. Er redet von solchen, denen die Liebe zu Geld und Gut die Herrschaft in ihren Herzen nimmt. Von diesen sagt er: Ihr könnt unmöglich zugleich dem Mammon, dem Reichthums Götzen und der Habsucht, und zugleich Gott und seinem Gesetze der Gerechtigkeit dienen. Wenn je, so gilt hier das Sprichwort: Niemand kann zugleich zweyen Herrn dienen. Gilt euch Gold und Silber, Reichthum und Ueberfluß soviel, oder mehr, als Gott und sein Wille, als Gesetz und Tugend, so habt ihr eben darum Gott schon beschimpft, sein Gesetz entheiligt, und die Tugend hintangesetzt. Ihr würdet euch bey einer solchen Gesinnung und Neigung leicht entschließen, eure Habsucht auch durch ungerechte Mittel zu befriedigen, die irdischen

Gü-

Güter auch auf sündhaften Wegen zu suchen. Das hieße nun: den einen Herrn, Mammon genannt, lieben, und den andern, der Gotteswille heißt und eigentlich Herr seyn sollte, als den Störer eures eingebildeten Glückes hassen; jenem anhangen, und diesen verachten. Nur wer die Liebe zu Gott und Tugend in seiner Seele obenansetzt, ihr all sein Verlangen nach Reichthum unterwirft, diesen nur haben will, soweit er ihm die Pflichten einer vernünftigen Menschenliebe zu erfüllen dient; und zu entbehren weiß, so bald die Weise, ihn zu erhalten, denselben widerstrebt, — nur der liebt eigentlich Tugend und Pflicht, und nicht den Reichthum; ehrt den wahren Gott, und nicht den Götzen, steht im Dienste, und unter der Herrschaft des heiligen Gesetzes, und nicht seiner Neigung und Geldgierde.

Wie schändlich ists dem Menschen, wenn er nicht Herr über sein Geld, sondern wenn das Geld Herr über ihn ist, und ihn, wie einen Sklaven, zur fortwährenden Anstrengung, Sorge und Kummer verdammt, wie er das erlangte bewahren und schonen, wie er neues erhalten, ob er damit, wenns auch noch soviel ist, wohl ausreichen, und nicht etwa einmal noch in eine, ihm

so fürchterliche, Noth und Demuth herabkommen werde. Solch ein ernsthaftes Streben, solche bange Aengstlichkeiten und Besorgnisse möchten ihm, wenn er nur darauf merken wollte, leicht zeigen, welchem falschen Götzen er diene, werden ihn aber auch immer hindern, dem wahren Gott zu huldigen. Sorge und Kummer für Reichthum nehmen sein ganzes Herz ein, werden seine Hauptsorge, und Sorge für Tugend und Gerechtigkeit ist ihm höchstens noch eine Nebensache, deren er sich nur in soferne annimmt, als sie seiner Habsucht nicht im Wege steht, und die ihm wohl auch zuweilen aber nur dann willkommen ist, da sie jene zu befriedigen beyträgt.

Daß man sich eine soweit getriebne Gewinn- und Habsucht in seinem Innern nie so deutlich selbst gestehe, mag seyn; daß man aber in der Welt nicht selten darnach handelt, ist gewiß. Man hat wohl nicht einmal reiche und große Kapitalisten gesehen, und bey all ihrem Reichthume noch mit einer gewissen bangen Aengstlichkeit sagen hören: „Wenn mir doch nur der liebe Gott keine Noth schickt!" —

Und hier zeigt es sich nun, daß ihre unmäßige Besorg- und Kümmernisse ganz, oder doch

zum

zum großen Theile aus dem Mangel an kindlichem Zutrauen zu ihrem Vater im Himmel herrühren. Dieses Zutrauen will nun Jesus in ihnen erwecken und lebendig machen, und dadurch eine Hauptquelle jener übertriebnen Sorge für sein Auskommen verstopfen, die der Sorge und dem Bestreben für Tugend und Gerechtigkeit so großen Abbruch thut, und sie nie zu dem, was sie seyn sollte, zur Hauptsorge und zum Hauptbestreben werden läßt.

Was er hierüber sagt, ist an sich so klar, und von einer rührenden herzlichen Einfalt, daß es durch jede weitere Erklärung für Verstand und Herz immer eher verlieren, als gewinnen möchte: „Warum — spricht er — fürchtet ihr doch immer zu wenig zu haben? Warum jammert ihr oft so ängstlich: Wo werden wir wohl immer für unser Leben zu essen hernehmen? Woher zu trinken? womit uns kleiden? So mögen wohl die Heiden sagen, und daher immer ängstlich und kummervoll nach neuem und neuem Reichthume streben, sie, die von ihren Göttern glauben, daß sie sich des Menschen nicht annehmen, und dieser wohl also lediglich für sich selbst sorgen müsse, und nie genug sorgen könne. Aber ihr glaubt ja doch an einen andern Gott, an einen solchen,

der

der ein Vater der Menschen ist, und selbst für Thiere und alle seine Geschöpfe sorgt. Sucht euch nur vor allem durch Gehorsam und Tugend diesem heiligen, guten Vater wohlgefällig zu machen, thut, was jeder nach seinem Berufe, Stande und Kraftvermögen, dessen Willen gemäß, thun kann und soll, und dann vertraut auf ihn, legt alle weitere Sorge, allen ängstlichen Kummer in sein Vaterherz nieder. Oder warum wolltet ihr immer noch ängstig und bange seyn für euer Leben, wie ihrs mit Speise und Trank erhalten, oder für euern Leib, wie ihr ihn kleiden möget? Hat er euch das Leben, dieß große köstliche Geschenk zugetheilt, so wird er auch wohl die Speise, das Kleinere, hinzuthun, und euch ohne eure eigne Schuld nicht verhungern lassen. Hat er euch einen Leib, der aus so vielerley Theilen so künstlich und vortrefflich, so schön und ansehnlich zusammengefügt ist, dargegeben, so wird er wohl, was ohne Vergleich weniger ist, dafür auch das Kleid noch hinzugeben. Ist das Leben nicht mehr, als die Speise? und der Leib nicht mehr, als das Kleid? — Wandelt euch noch eine kümmerliche Sorge um Nahrung an, so schaut doch da nur auf zu den Vögeln, die über mir und euch in der Luft schweben. Sie säen nicht, ernten nicht, sammeln nicht ein

in die Scheuer, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Sorgt er für Vögel und Thiere, wird er für Menschen nicht sorgen. Seyd ihr als solche in seinen Augen nicht von einem weit größern Werth, als alle Vögel, alle Thiere, alle sichtbaren Geschöpfe? — Wandelt euch noch eine kümmerliche Sorge um Kleidung an, so sehet doch nur auf die schönen Lilien hin, die da auf den vor uns liegenden Feldern (in Palästina wild) wachsen. Sie arbeiten nicht, spinnen und weben nicht, und doch war ganz gewiß selbst Salomo bey all seiner Pracht nicht so schön gekleidet, wie eine von ihnen. Kleidet nun Gott die Feld- und Grasblumen so schon, die heute noch stehen, und morgen, wenn sie (etwa durch einen trocknenden Ostwind) abgedorrt sind, zur Feurung (aus Mangel am Holze) in den Ofen kommen; um wie vielmehr wird er auch euch kleiden, ihr Kleingläubigen? — Zwar sollt ihr durch eignen Fleiß und Arbeit euch Nahrung und Kleidung zu verschaffen streben, sollt hiezu mehr beytragen, als die Vögel der Luft und die Blumen des Feldes thun, weil ihr auch mehr zu thun vermögt, als sie. Aber bey all eurer Sorge bleibt noch immer etwas, daß ihr durch all eure Arbeit nicht zu Stande bringen, und lediglich aus Gottes Vaterhand, die eure Arbeiten segnen

muß

muß, erhalten könnt. Warum wolltet ihr dieß nicht getrost von Gott erwarten, warum euch darüber kümmern und abhärmen? Wahrlich eine recht unnütze thörichte Sorge, die nichts hervorbringen, eine schädliche Sorge, die euch nur unglücklich machen, und den nöthigen frohen Muth zu euern Arbeiten und Geschäften rauben kann. Wo ihr nichts mehr thun könnt, darüber grämt euch auch nicht, sondern stellt es mit froher Ergebenheit und Zutrauen Gott anheim. Wer wollte sich wohl täglich darum bekümmern, daß er doch täglich wachsen möge? Mit all seinem Kummer kann er nicht machen, daß er um eine Elle zunehme, und ihr mit all euren Kummer nicht, daß itzt die Sonne scheine, daß itzt der Regen falle. Gott kann es, ihm und seiner väterlichen Fürsorge und Weisheit überlaßt es; euer Vater im Himmel weiß es, was ihr alles nöthig habt und bedürft. — Noch einmal also, seyd wegen Nahrung und Kleidung, wegen eures Auskommens und Unterhaltes nicht ängstlich sorgsam in die Zukunft; auf den morgigen Tag hinein. Haltet euch an das schöne Sprüchwort:

Jedem Tage
Ists genug an seiner Plage. —

Quält

Quält euch mit dem, was morgen und übermorgen kommen kann, und vielleicht nie kommen wird, nicht schon heute — sondern thut heute, und morgen, und übermorgen, und an jedem Tage, nur vor allem nach Gottes Willen, was ihr könnt und sollt, erfüllt eure Pflicht, handelt gut und gerecht, und dann — vertraut auf Gott. Amen.

Am fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Die abgelesne Stelle aus dem Evangelium erzählt, daß Jesus einen Todten wieder zum Leben erweckt habe, und das erinnert mich nun an alle die Todten, die er auch nach andern Stellen des Evangeliums wieder ins Leben rief.

Vorzüglich sind es drey Verstorbene, von denen ausdrücklich das Evangelium meldet, daß sie Jesus wieder lebendig gemacht habe. — Ein Mägdlein, ein Jüngling und ein Erwachsener: oder eine Tochter, ein Sohn und ein Bruder.

Die erste, das Mägdlein, die Tochter lag todt auf dem Bette, — der zweyte, der Sohn,

ward eben zum Grabe getragen, der dritte aber nämlich Lazarus der Bruder der Martha und Maria war schon über drey Tage im Grabe. Und doch alle drey wurden sie wieder lebendig, — auf das bloße Machtwort Jesu lebendig.

Diese Erweckungen der Todten sind unstreitig die größten unter den Wunderthaten Jesu, — größer als die Heilung so vieler Blinden, Tauben, Lahmen und anderer Kranken aller Art.

Aber wenn nun gleich das Lebendigmachen der Todten ein größeres Wunder ist, als andere Wunder, so giebt es doch etwas, das noch größer als selbst das Lebendigmachen ist. Was that Jesus? Er machte den Leib lebendig: gab diesem wieder neue Kraft und Bewegung. Was ist nun größer, als machen, daß der verstorbne Leib lebe? — Dieß — machen, daß unsre Seele gut lebe, — oder daß sie, wenn sie sittlich tod ist, wieder lebendig und gut werde. Es liegt nicht so viel daran, daß man sehe, höre, sich bewege, rede: aber alles liegt daran, daß man recht, nicht sündhaft sehe, höre und rede. Es liegt nicht so viel daran, daß man Leben, Empfindsamkeit an seinem Leibe habe: aber alles, daß man, wenn man

man auch den Leib ablegt, noch gute Werke, gute Gesinnungen, daß man die Tugend in seiner Seele mitnehme. — Dem Leibe nach leben, das ist thierisch, das haben wir mit den Thieren gemein; aber der Seele nach gut leben, das ist göttlich, darin sind wir den Engeln, Heiligen, ja Gott selbst ähnlich. — O! es ist also weit größer, daß man der Seele nach gut, als dem Leibe nach wieder neu lebe.

Wer kann das machen? Zur leiblichen Lebendigmachung wird göttliche Kraft erfodert; aber zur Belebung zum Guten reicht mit der Gnade Gottes auch menschliche hin. Jeder Mensch kann das selbst. — Ja jeder Mensch muß das selbst machen. Wenn ich dem Leibe nach sterbe, so kann ich mich nicht selbst wieder lebendigmachen; das muß ein anderer thun. Aber wenn ich der Seele nach gut und gerecht leben will, das kann und muß ich selbst thun, kein anderer, weder Mensch noch Gott selbst thut dieß. Gott hat es so eingerichtet, jeder muß es freywillig seyn, selbst wollen, selbst machen, selbst seyn. — Dieß ist die Kraft meines Willens, größer und wichtiger, als jede andere Kraft, wenn man auch Berge übersetzen, wenn man den Todten leibliches Leben ertheilen könnte; denn durch

jene

jene kann man sich in den Himmel übersetzen, sich ewig seliges Leben ertheilen. — O wie sollen wir dir danken o Gott, daß du uns diese Kraft gabest: aber wie wollen wir sie auch gebrauchen, damit sie nicht umsonst gegeben sey. Mögen große Propheten erstehen, mögen sie Wunderkräfte haben, und machen, daß die Todten leben. — Wir wollen die Kraft anwenden, daß wir der Seele nach gut leben, daß wir todt abgestorben fürs Laster, hingegen lebendig seyen für Tugend und Gerechtigkeit — und ewig selig leben bey Gott in seiner Herrlichkeit. Amen.

Am sechszehnten Sonntag nach Pfingsten.

An einem Sabbath kam Jesus in das Haus eines der vornehmsten Pharisäer, um bey ihm zu speisen. — An einem Sabbath, sagt das heutige Evangelium, und sagt dieß nicht umsonst. Der Sabbath oder Samstag war den Juden ein heiliger Tag, an dem man nur die Synagoge besuchen, in den Tempel kommen, bethen, betrachten, geistlichen Unterricht geben und hören,

aber sonst nichts handeln und wandeln, und keine Arbeit verrichten durfte. Dieß dehnten die pharisäischen Lehrer so weit aus, daß man an einem Sabbath nicht einmal einem Menschen helfen, und einen Kranken gesund machen sollte, wenn es mit einiger körperlichen Mühe und Anstrengung geschehen sollte. Jesu dem Heilande, der auch am Sabbath half und gesund machte, rechneten sie daher dieß zu einem Verbrechen an. Sie tadelten dieß um so mehr an ihm, weil sie sonst nichts zu tadeln fanden, so sehr sie auch auf all sein Reden und Thun lauerten, und etwas Tadelwürdiges darin suchten.

Von diesem Auflauern, von dieser Tadelsucht redet auch das heutige Evangelium. Jesus ward von einem der vornehmsten Pharisäer zur Abendmahlzeit am Sabbath eingeladen. Es ward aber absichtlich so veranstaltet, daß eben auch ein wassersüchtiger Kranker da seyn, und sich vor Jesu mit der Bitte um Heilung und Gesundheit stellen mußte. Nun sahen die Pharisäer genau auf ihn, was er thun, ob er den Kranken heilen oder nicht heilen würde. Heilt er — dachten sie — heute am Sabbath, wie ers wahrscheinlich thun wird, weil ers sonst öfters am Sabbath gethan hatte, so können wir ihm den Vorwurf

ma=

machen: „Dieser Mensch ist nicht von Gott, denn er hält den Sabbath nicht.“

Jesus merkte ihre Absicht nur zu gut, mehr, als sie glaubten und wollten. Noch bevor er mit dem Wassersüchtigen etwas vornahm, wandte er sich an sie, und fragte: „Ist's erlaubt, am Sabbath einen Kranken gesund zu machen?“

Diese Frage mußte ihnen sehr ungelegen kommen. Sie zeigte zu ihrer Beschämung, daß ihre Absicht verrathen, daß die Fallstricke, die sie ihm legen wollten, entdeckt wären. Antworteten sie, so war zu befürchten, daß sie noch mehr beschämt, und durch die Weisheit Jesu in die Enge getrieben würden. — Und antworteten sie nicht, so konnten sie auch nicht weiter tadeln, was nun Jesus immer mit dem Wassersüchtigen vornehmen würde. Sie schwiegen, und Jesus heilte. Um aber sie ihres Irrthumes, ihres ungerechten Tadels über dergleichen Heilungen am Sabbath vollends kurz und nachdrücklich zu überzeugen, setzte er sogleich zu seiner ersten Frage noch eine zweyte bey: „Wer von euch hat einen Ochsen oder Esel, und wenn ihm dieser an einem Sabbath in eiue Grube, in einen Brunnen fällt, wer von euch zieht ihn nicht sogleich

noch am Sabbath heraus?" — Einem Ochsen, einem Esel — wollte Jesus hiemit sagen — auch am Sabbath aus der Grube heraushelfen, das ist euch recht; und einem kranken Menschen am Sabbath helfen, ihn heilen und gesund machen, dieß sollte unrecht seyn? — Die Pharisäer schwiegen auf diese zweyte Frage, wie auf die erste; auf die erste wollten, und auf die zweyte konnten sie nichts antworten.

Hier wird sich mancher denken, wie konnten doch die Pharisäer gar so dumm seyn, daß sie die Heilung eines Kranken am Sabbath für unerlaubt hielten? — Allein ihr, die ihr etwa so denkt, habt acht auf euch selbst, ob ihr nicht auch in manchen Stücken eben so irret und widersinnig handelt. Wie mancher z. B., macht sich ein großes Gewissen daraus, daß er an einem Sonntag einer heil. Messe beywohne und nichts arbeite. Aber seinen Nächsten am Sonntag beleidigen, denselben verläumden, schimpfen oder betrügen, daraus macht er sich kein Gewissen. Wie mancher hält noch genau darauf, daß er an gewissen Festtägen da oder dort an feyerlichen Gebräuchen Theil nehme, daß er die Gewinnung verschiedner Ablässe nicht versäume. Aber wenn er dann auf der andern Seite so oft den

christ-

christlichen Unterricht in der Kirche wie auch jenen der Feyertagsschule versäumt, wenn er statt dessen lockern Gesellen nachläuft, wenn er den größten Theil des Festtags mit Trunk, Spiel oder mit den Ausschweifungen der Wohllust verschwendet, wenn er da sich verführen läßt, oder auch andere durch seine Ausgelassenheit ärgert und verführt, so meynt er, dieß hätte soviel nicht zu bedeuten, oder wenn es auch gefehlt wäre, so könnte dieß alles durch den nächsten Ablaß wieder gut macht werden.

Seht so unvernünftig denken und handeln auch itzt manche Christen. In einigen Stücken, die ihnen nicht schwer fallen, und die sie leicht beobachten können, da sind sie sehr genau und gewissenhaft. Dagegen in andern Dingen, wo sie erst ihre sinnliche Lust und Leidenschaft mühsam überwinden, wo sie ihren Stolz oder ihren Eigennutz bekämpfen müßten, um das Gesetz Gottes und ihre Pflicht zuerfüllen, da bemerkt mau an ihnen wenig Gewissenhaftigkeit, sondern sie treiben dergleichen sündige Gewohnheiten von Jahr zu Jahr ungescheut fort, ohne sich darüber viel zu beunruhigen, oder an eine ernstliche Besserung zu denken.

Dieß

Dieß ist der Pharisäism unserer Zeiten, — welcher im Grunde eben so schlim und verderblich ist, wie jener ehemalige zu den Zeiten Jesu, weil er die Menschen von ihrer sittlichen Besserung abhält, und ihr falsches Gewissen einschläfert. Traue doch niemand diesem verkehrten pharisäischen Geist, sondern halten wir uns immer nur an die reine Lehre des Evangeliums. Nach dieser Lehre müssen alle Gebothe Gottes ohne Ausnahme gehalten, alle Pflichten erfüllt werden. Nur der, welcher den Willen meines Vaters thut, kann in das Himmelreich eingehen. Wer mich liebt, der hält meine Gebothe. — Diese Gebothe aber sind: Liebe Gott von ganzen Herzen, und deinen Nächsten wie dich selbst. Dieß ist die Hauptsache des wahren Christenthums. Gott muß vor allen vom ganzen Herzen geliebt werden. An Gott muß dieses Herz hängen, und nicht zugleich an irdischen Gütern und Freuden. Gott zu lieb müssen wir alle auch die schwereren Pflichten zu erfüllen, und dabey unsere sinnliche Freuden und Vortheile, wenn es Gott verlangt, aufzuopfern bereitet seyn.

Ferners unsern Nächsten müssen wir lieben wie uns selbst, nnd nach dem Beyspiel Jesu den Menschen soviel Gutes thun, als in unseren

Kräften ist. Wir können zwar keine Kranke heilen, keine Wunder thun, wie er gethan hat. Aber wir können doch anderen mit Trost, mit gutem Rath, mit allerley kleinen Liebsdiensten beyspringen, wir können den redlichen Willen haben, allen Menschen zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt zu verhelfen.

Wer so denkt und handelt, wo er handeln kann, wer Gott und seinen Nächsten so liebt, der heißt ein wahrer Christ.

Darauf meine Christen! sey also unser Augenmerk vor allen gerichtet, daß wir diese Liebe gegen Gott nnd den Nächsten in unserm Herzen recht lebendig erwecken, damit dieselbe alle unsere Handlungen beseelen möge: dieß sey unser Hauptgeschäft, daß wir alle Fehler und Sünden, die jener Liebe entgegen sind, an uns zu verbessern suchen. Laßt uns nicht, wie die Pharisäer immer nur auf fremde Fehler und Mängel, sondern vielmehr auf unsere eignen sehen: diese geben uns genug zu schaffen, bis wir sie verbessert haben. Laßt uns nicht andere Menschen beurtheilen, tadeln nnd lästern: sondern vielmehr in unser eignes Herz, in den Spiegel unsers Gewissens hineinsehen, und uns darnach richten. Wenn

wir

wir nur andere lieblos richten, so machen wir uns unser künftiges Gericht vor Gott nur desto schwerer. Aber wenn wir uns selbst strenge richten, so kommeu wir dem Gericht Gottes dadurch zuvor, und wir werden Gnade finden. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt: wer sich aber selbst erniedrigt, der wird erhöht werden. Amen.

Am siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Du sollst den Herrn deinen Gott lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, nach allem deinen Vermögen, und mit der ganzen Richtung deines Gemüthes. Matth. XXII. 37. Mark. XII. 30. Luk. X. 27.

Es ist doch wohl äusserst wichtig, ja nothwendig, das Geboth von der Liebe zu Gott, das Jesus für das Erste und Größte aller Gebothe erklärt, ganz richtig zu verstehen; und es ist noch wohl nicht überflüßig, davon zu reden, als wenn es schon überall ganz richtig verstanden wäre.

„Liebe." — Wie vielerley waren nicht die Begriffe, die man mit dem Worte verband, zumal

mal wenn man von Liebe zu Gott sprach, wozu so vieles, was man sonst gewöhnlich unter Liebe verstand, nicht passen wollte, und wozu man also Allerley anders hervorsuchte, was etwa doch noch darauf passen möchte; obgleich nicht immer ohne Gefahr, am Ende dem Worte einen Sinn aufzuheften, der zwar in den Büchern der Gelehrten und Lehrer, aber nicht so leicht in den Köpfen der Ungelehrten und Schüler zu finden ist.

Einige dachten nach der allgemeinsten Bedeutung, die das Wort Liebe unter den Menschen von jeher hatte, hiebey an die Geschlechter-Liebe, und sie müssen durchaus einen Bräutigam und eine Braut haben; jener mußte Gott, und diese unsre Seele seyn. Man wollte freylich das Rohe, Körperliche, Sinnliche der Geschlechter-Liebe dadurch ferne halten, daß man an der Seele eine geistige übersinnliche Braut, an Gott, dem allervollkommsten Geiste, einen geistigen übersinnlichen Bräutigam aufstellte, und so eine geistige übersinnliche Vereinigung und Liebe zu erhalten suchte und hoffte. Aber wie viel selbst in so manchem Bethbuche, über diese Braut- und Bräutigamsliebe geschwärmt und getändelt wurde, ist bekannt.

Man-

Manchen schien aber diese bildliche Darstellung für unsre hierin so reizbare Einbildungskraft zu gefährlich und anstössig, oder doch zu unwürdig, tändelnd und spielend, und sie setzten an die Stelle der nach inniger Vereinigung strebenden Brautliebe gegen Bräutigam eine kindliche dankbare Liebe gegen einen wohlthätigen Vater, oder väterlichen Wohlthäter. Nur vergaß man gewöhnlich, es genau zu bestimmen, ob uns in den väterlichen Geschenken und Wohlthaten die Annehmlichkeit und Lust, die sie uns reichten, oder die väterlich weise und heilige Liebe, aus der sie kämen, besonders liebenswürdig erscheinen sollte. Auch war es weder gewöhnlich, noch leicht, zu zeigen; wie der Begriff von Dankbarkeit, so ferne sie sich gegen Menschen äussert, auch so wohl der Gesinnung als der That nach, auf Gott anwendbar sey.

Viele, die in dieser kindlichdankbaren Liebe vielmehr eine eigennützige Liebe unser selbst, deren Neigung nach Lustgefühlen durch Gottes Wohlthaten befriedigt würde, als eine reine Liebe des göttlichen Wohlthäters wahrnehmen wollten, foderten noch eine andere, ganz uneigennützig — selbstlose — reine Liebe, wodurch wir

Gott

Gott nicht um unsers leiblichen Genusses, den er uns wohlthätig gewährte, und also um unsertwillen, sondern ihn und uns selbst, wie alles übrige, lediglich um seinetwillen lieb hätten. Wir sollten nicht immer bloß darauf schauen, was und wie gütig er gegen uns, sondern auch vorzüglich, was und wie gut und vollkommen er an sich sey, und ihn lieben, weil er das höchste Gut wäre. Indeß wußte man dieß eben nicht immer so vorzutragen, daß diese Vorschrift so faßlich für alle Klassen wäre, als die Liebe zu Gott verbindlich und ein Gesetz für alle seyn sollte. Es ist schon viel begreiflicher an Gott den Vater zu lieben, wie ihn Jesus nannte, als das höchste vollkommenste Gut, wie ihn ein abgezogener, und eben darum für die grössere sinnliche Menge nicht allzuangenehmer Begriff darstellte. Ja viele hielten eine ganz selbstlose reine Gottesliebe, lediglich um seinetwillen, für eine Sache, die für den von Natur selbstsüchtig und nach Wohlseyn und Glückseligkeit nothwendig durstenden Menschen zuviel gefodert, und überschwenglich wäre.

All dieses war nun wieder einem Theile nur trockne, überfeine, verwirrende Spitzfindigkeit, der man sich am leichtesten entheben konnte, wenn

man

man sagte, ächte Liebe gegen Gott bestände darin, daß man seine Gebothe halte. Nur war das Bedenkliche dabey, ob man hiedurch nicht das nämliche sage, und ob die Vorschrift, die man hier aufstelle, nicht eigentlich so laute: „Liebe Gott dadurch, daß du seine Gebothe erfüllest, und, da Liebe zu Gott das Erste aller Gebothe ist, vorzüglich dadurch, daß du vor allen oben dieses erste Gesetz befolgest, das heißt: Liebe Gott vorzüglich dadurch, daß du ihn liebest."

Hiezu kömmt nun noch, daß man neuerdings hie und dort den Satz aufstellte, als wenn gegen Gott, der von uns nichts empfangen und nichts leiden kann, eigentlich gar keine Pflicht (den Begriff von Pflichtstrenge genommen) Platz fände. Wo aber schwer einzusehen ist, was man denn aus diesem obersten Gesetze der Gottesliebe machen soll, wenn es nicht eine wirkliche Pflicht gegen Gott auflegt.

Wäre es nicht gut, aus allen diesen Dunkelheiten ins Klare durchzudringen? Ich will hiezu einen kleinen Versuch machen. Er soll einige Anweisung enthalten, wie man das Erste und größte Geboth sich deutlich machen, und wie man sich und andere dazu ermuntern könne.

„Lie-

„Liebe Gott von ganzer Seele" — ist ein Geboth, und ein Sittengeboth. Es muß hier also von einer Liebe die Rede seyn, die eine freye, damit ein Geboth — und die zugleich eine sittlich gute heilige Liebe ist; damit ein Sittengeboth dafür möglich sey. Was nicht frey ist, läßt kein Geboth, was nicht sittlich gut ist, kein Sittengeboth zu.

„Wofür der Mensch Liebe hat, ist entweder das Sinnlich-Angenehme, oder das Sinnlich-Schöne, oder das Vernünftig- und Sittlich Gute. Fürs Erste, weil er dazu Neigung, fürs Zweyte, weil er daran Wohlgefallen, fürs Dritte, weil er dafür Achtung hat. Wer nach einer Person um der Lust willen verlangt, die er sich von ihr verheißt, liebt das Angenehme: wer um ihrer schönen Gestalt willen bloß Wohlgefallen an ihr hat, ohne sie zu begehren, liebt das Schöne; wer sie um ihrer Tugend und Rechtschaffenheit wegen achtet, liebt das Gute.

Es sollte, wie es scheint, gleich beym ersten Anblicke jedem in die Augen leuchten, was für eine von dieser dreyfachen Liebe gegen Gott Platz habe. Gott ist kein sinnliches Wesen, das

als

als sinnlich angenehm reizen und rühren, oder als sinnlich schön wohlgefallen könnte. Zwar ist er der Urheber aller sinnlichen Annehmlichkeit und Schönheit. Zwar hat er unzählige Dinge auf dieser Erde erschaffen, die uns viele Freuden verursachen. Aber darum dürfen wir ihn doch nicht bloß sinnlich lieben, wir dörfen uns Gott nicht in der Gestalt eines blossen Menschen vorstellen, und an dem Anschauen desselben in der Einbildung ein sinnliches Vergnügen in uns fühlen. Dieß hieße Gott zum Menschen herabwürdigen, und nicht ihn wahrhaft lieben und ehren. Gott ist ein Geist, und die ihn anbethen, müssen ihn im Geist anbethen, und so wie man Gott nur im Geiste anbethen kann, so kann man ihn auch nur im Geiste lieben. So wie er nichts Körperliches an sich hat, so kann auch bey der Liebe Gottes keine körperliche Anschauung, keine sinnliche Neigung oder Lust statt haben; sondern es muß diese Liebe eine geistige, eine vernünftige Liebe seyn.

Eben so wenig kann auch bey Gott ein Wohlgefallen an seiner schönen Form und Gestalt statt finden. Er hat ja keine Gestalt, er ist ein purer Geist; wie kann man also da ein sinnliches Wohlgefallen an Gott haben, ungefähr so wie man dasselbe an Menschen oder anderen schönen Gestalten empfindet?

Schön

Schön sind zwar die Werke Gottes, die wir auf allen Seiten in der Welt erblicken: prächtig und erstaunenswürdig ist alles, was der Schöpfer am Himmel und auf der Erde vor unseren Augen aufgestellt hat. Der Anblick dieser Gotteswerke muß nothwendig bey jedem Menschen, der sie aufmerksam betrachtet, das höchste Wohlgefallen und eine freudige und süße Verwunderung erregen. Allein dieses Wohlgefallen fühlen wir nur an den Werken Gottes, nicht aber an Gott selbst, welcher von seinen Werken ganz verschieden ist, und als ganz verschieden gedacht werden muß. Wenn wir daher gemäß der Vorschrift Jesu Gott von ganzen Herzen lieben sollen, so kann diese Liebe nur eine geistige innere Hochachtung seiner göttlichen Vollkommenheit seyn. Wir denken uns an Gott ein unendliches Wesen von gränzenloser Allmacht, Weisheit, Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, und dieses höchste unendliche Wesen, von welchem alle Dinge ausgegangen sind, von dem sie erhalten und regieret werden, mehr als alles andere in der Welt schätzen und achten, und seinen heiligsten Willen in allen Stücken genau zu befolgen bereit seyn, dieß heißt Gott von ganzen Herzen lieben.

Man

Man will dadurch nicht sagen, als ob bey dieser Liebe zu Gott sich gar keine sinnliche Empfindung einmischen dürfte. Nein, wir Menschen sind keine puren Geister, sondern so wie itzt unsere Seele mit dem Körper verbunden ist, so darf auch die geistige Achtung des höchsten Wesens in uns mit inniger Empfindung von Seite der Sinnlichkeit verbunden seyn. Ja vielmehr diese Liebe gegen Gott soll nicht bloß ganz reine Achtung seyn: sie soll auch gewissermassen sinnlich empfunden werden. Du sollst Gott lieben aus ganzem Herzen, aus all deinen Kräften der Seele und gewissermassen auch des Leibes, welcher der Seele zu allem Guten überall zum Werkzeug dienen soll.

Eben darum hat sich ja dieses allerhöchste geistige Wesen der Gottheit, welches der menschliche Verstand schlechterdings gar nicht erreichen kann, auch uns sinnlichen Menschen gleichsam zu nähern, und sich für uns zu versinnlichen gesucht. Darum hat er seinen eingebornen Sohn in diese Welt gesendet, daß er in körperlicher — in Menschengestalt in der Welt erscheinen und Gott seinen Vater unseren Augen vorstellen sollte, so wie Gott selbst, wenn er Mensch wäre, auf dieser Erde leben und handeln würde. Darum hat auch

dieser vom Himmel gesandte Lehrer Gott seinen Vater immer auch unter dem Bilde und im Verhältniß eines unendlich liebvollen und gütigen Vaters gegen uns Menschen als seine Kinder dargestellt. In dieses Verhältniß als Kinder zum Vater sollen wir uns immer mehr und mehr hineindenken und gleich solchen Kindern unter seinen Augen mit Liebe und Vertrauen wandeln.

Was thut ein Kind, welches seinen Vater recht innig und herzlich liebt? Diese kindliche Liebe zeigt sich dadurch, daß es gerne bey und um den Vater ist, daß es bey jeder Gelegenheit sich freut, ihn zu sehen und zu hören, oder wenn derselbe abwesend, daß es öfters und täglich an ihn denkt, ihn bald wieder zu sehen wünscht. So soll auch das Herz des wahren Christen ganz an Gott geheftet seyn. Gerne und mit Freuden soll er öfters ja täglich an Gott den lieben Vater im Himmel denken, soll ihm danken für alles Gute, was er von seiner Vaterhand genießt, soll ihn um alles, was er bedarf, mit kindlichem Vertrauen bitten, soll in jeder Noth und Angelegenheit sich herzlich an diesen Vater wenden und zu ihm beten, und durch diese öftere Erhebung des Herzens sich immer mehr mit demselben vereinigen.

Ferner ein gutes Kind, das seinen Vater innigst von Herzen liebt, das wird nicht bloß wünschen, dem Vater stäts nahe zu seyn, sondern auch demselben wohlgefällig zu werden. Es wird eben darum gerne thun, was dem Willen dieses Vaters gemäß ist, so wie hingegen alles Entgegengesetzte sorgfältig vermeiden: es wird gerne dem Vater auf jeden Wink folgen, oder wenn es auch hie und da sollte gefehlt haben, doch denselben herzlich um Vergebung bitten und seine Gunst, seine Gnade, seinen Beyfall zu erhalten streben.

So ungefähr muß auch die Gesinnung eines wahren Christen, der Gott vom ganzen Herzen liebt, beschaffen seyn. Er muß diese Liebe werkthätig dadurch zeigen, daß er überall sich in der Gegenwart dieses guten Vaters fühlt, daß er also aus kindlicher Ehrfurcht sich scheut, vor seinen Augen etwas Böses zu thun, oder etwas Gutes — seine Pflicht zu versäumen, — daß er bey jeder Gelegenheit strebt, aus Liebe zu ihm alle seine Pflichten zu erfüllen, und sich seiner Vaterhuld immer würdiger zu machen.

Dieses redliche und herzliche Bestreben, bey Gott zu seyn und ihm zu gefallen, diese Achtung seines heiligsten Willens als des ersten und

höchsten Gesetzes ist wahre Liebe zu Gott, wie sie das Gesetz des Evangeliums vorschreibt. Dieses edelste und reinste Gefühl kindlicher Gottesfurcht oder Gottes- und Vaterliebe soll unser ganzes Herz einnehmen und alle unsere Handlungen beseelen.

Diese Gottesliebe, die sich besser empfinden als eigentlich beschreiben läßt, soll in uns die stärkste Triebfeder zu allem Guten seyn, soll uns Muth und Kraft und Stärke des Geistes in allen Gefahren, bey allen Lockungen der Sinnlichkeit und des Lasters seyn.

Selig der Mensch, der diese Liebe zu Gott besitzt! Der wird standhaft in jeder Probe bestehen, er wird alles irdische nur mit Rücksicht auf seine Pflicht und mit Unterordnung gegen den Willen seines Vaters im Himmel genießen und besitzen: er wird durch sein Beyspiel beweisen, wie wahr es sey, was schon vor mehr als zweytausend Jahren ein weiser Mann gesagt: Die Furcht des Herrn, oder kindliche Gottesliebe und Verehrung ist der Anfang und Grund aller wahren Weisheit. Amen.

Am achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Sieh, da sagten einige Schriftgelehrten bey sich selbst: Dieser hat Gott gelästert. Matth. 9. 3.

Also abermal ein neues Beyspiel von der feindseligen Gesinnung der Pharisäer gegen Jesum, womit sie alle Reden und Handlungen Jesu zu mißdeuten suchten. Man hatte eben zu dem Heiland einen armen kranken Menschen, der von einem Schlagflusse getroffen war, herbeygetragen, damit er von ihm möchte geheilet werden. Kaum sah ihn Jesus, so ward er vom Mitleiden gerührt, und sagte zu dem Kranken: Sey getröstet mein Sohn, deine Sünden sollen dir vergeben werden. — Und diese lieb- und trostvolle Rede gereichte itzt den Pharisäern zum gewaltigen Aergerniß. Wie? dachten sie bey sich selbst, wie? er maßt sich die Gewalt an die Sünden zu vergeben? das kann ja nur Gott allein, und kein Mensch, wie er ist, das ist ein verwegner Eingriff in die Rechte Gottes, das ist eine Gotteslästerung, die ihm nicht ungestraft hingehen darf: er soll dafür gesteiniget werden u. s. w. So dachten einige von den Schriftgelehrten und Pharisäern bey sich selbst.

Allein Jesus merkte sogleich ihre geheimsten Gedanken, und sprach zu ihnen: warum denkt ihr so arg von mir? Was ist leichter zu sagen: Deine Sünden werden dir vergeben. oder zu sagen: Stehe auf, und gehe; das heißt: braucht es nicht eben so viele Macht um einen Kranken auf der Stelle gesund zu machen, als es braucht, um einem Menschen seine Sünden zu vergeben? Wenn ich nun, wollte Christus sagen, das erstere zu thun vermag, wenn ich machen kann, daß dieser Kranke den Augenblick gesund aufstehe, warum soll ich ihm nicht auch seine Sünden vergeben können? Daß ich aber solche Vollmacht von Gott empfangen habe, das sollt ihr gleich sehen. Darauf wand er sich zum Kranken, und sagte zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett, und gehe in dein Haus zurück. Und sieh, der Kranke stand frisch und gesund auf, und gieng in sein Haus. Da waren also die Pharisäer wieder beschämt, und wußten nicht, was sie darauf sagen sollten; denn es war offenbar, daß sie ohne alle Ursache an Jesu sich geärgert, und ihn einer Gotteslästerung beschuldiget hatten.

So ists auch itzt noch mit allem Aegerniß, welches man an seinem Nächsten zu nehmen pflegt. Dieses Aegerniß ist allemal ungerecht oder unver-

nünftig: und so wie es niemals erlaubt ist, seinem Nebenmenschen ein Aergerniß zu geben, eben so wenig darf man an dem Verhalten anderer Leute ein Aergerniß nehmen. Denn entweder haben diese andern gar nicht gefehlt, und dann ist ein solches Aergerniß falsch und unbillig; oder aber es haben dieselben wirklich gefehlt, und dann ist dieses Aergerniß sehr unvernünftig und thöricht. Ich will euch, liebe Christen, diese zwey Punkte noch deutlicher auseinandersetzen.

I. Nichts ist in der Welt widersprechender, als die Urtheile der Menschen, die sie oft über die nämliche Sache fällen. Was der eine für gut und nützlich hält, das sieht ein anderer für bös und höchst schädlich an; wenn der eine ja sagt, so spricht der andere nein, und wo jener seinen ganzen Beyfall zeigt, da weis dieser nicht genug zu tadeln. Daher kömmt es, daß auch der rechtschaffenste Mensch niemal allem Tadel, aller Aergerniß ganz ausweichen kann. Er mag seine Sache noch so gut meinen, er mag sich alle Mühe geben, um nur alles recht zu machen; er wird es doch gewiß nicht allen recht machen: es wird doch immer einige Menschen geben, die an seinen Reden und Handlungen bald dieß bald jenes zu tadeln wissen. Er wird auch durch seine un=

unschuldigsten und bestens gemeinten Handlungen doch manche schwache oder bösartige Menschen ärgern, das ist nicht anders möglich, und wer da glaubt, daß er in seinem Leben ganz von allem Tadel und Aergerniß frey bleiben könne, der kennt die Welt, der kennet die Menschen nicht: oder er muß sich noch für klüger und heiliger halten, als selbst Jesus gewesen ist. Denn dieser, ob er gleich der Sohn Gottes selbst war, konnte es doch nicht dahin bringen, daß sich niemand an ihm ärgerte; sondern es scheint vielmehr, je gerechter und heiliger er war, desto mehr hat sich die Welt an ihm geärgert. Wollte er einen Kranken am Sabbath heilen, so war er in den Augen der Pharisäer ein Entheiliger des Sabbaths: wollte er einem Sünder seine Sünden vergeben, so hieß es, er hat Gott gelästert; — wollte er mit Sündern und Publikanen umgehen, um sie zu bekehren, so mußte er selbst ein Sünder und Publikan seyn; — wollte er böse Geister austreiben, so warf man ihm vor, er sey selbst mit dem Belzebub in Bund getretten; — wollte er den Juden ihre Aberglauben und Vorurtheile benehmen, so schalt man ihn einen Freydenker, einen Gotteslaügner. Und so konnte er kaum den Mund aufthun, oder einen Fuß bewegen, so ärgerten sich die Pharisäer darüber.

Aber

Aber war itzt dieß wohl ein wahres Aergerniß von Seite Jesu? Kann man ihm daran Schuld geben? O nein, nicht seine, sondern der Pharisäer Schuld war es, daß sie sich ärgerten. Heilig war sein Wandel und gerecht vor Gott, heilig war seine Absicht und seine Gesinnung. Er konnte nicht dafür, daß ihms die Menschen von der bösen Seite auslegten. Die Pharisäer suchten selbst ein Aergerniß, wo doch keins war. Es war nur ein eingebildetes pharisäisches Aergerniß.

Und solche pharisäische Aergernisse giebt es auch heut zu Tage noch viele unter uns. Wie oft geschieht es nicht, daß man sich an seinen Nebenmenschen ärgert, wo doch nicht die mindeste Ursache zum Aergerniß vorhanden ist? Wie oft geschieht es, daß man fremde Handlungen tadelt, und als Vergehen ansieht, die doch an sich selbst ganz gleichgiltig, oder wohl gar edel und lobenswerth sind! Wie viele schwache eigensinnige Menschen giebt es, die alles, was nicht nach ihrem Sinne ist, sogleich ohne Barmherzigkeit verdammen, und alles für Sünde erklären, was doch an sich keine Sünde ist: Menschen, die gleichsam eine gewisse Freude daran haben, wenn sie die Welt noch ärger machen, und mit noch mehr Sünden und Lastern anhäufen können, als

sie

sie schon wirklich angehäuft ist. Wer mags nun diesen Leuten recht machen? Wer mag ihrem Tadel ausweichen? Niemand; und wenn du auch der untadelhafteste Mensch von der Welt, wenn du ein Engel vom Himmel wärest, so würdest du es doch nicht so angehen können, daß diese Leute an dir gar kein Aergerniß nehmen könnten.

Gesetzt z. B. du wolltest deine Religionspflichten etwas genauer als andere erfüllen, wolltest in der besten Absicht dich bey dem öffentlichen Gottesdienst fleißig einfinden, und deine innere Andacht, deine Gottesfurcht auch von aussen zeigen, so wird es sogleich einige Leute geben, die dieses Betragen von der schiefen Seite betrachten. Er ist ein Andächtler, würde es heißen, oder er ist ein scheinheiliger Gleißner, der bey seinem äussern Andachtseifer böse Absichten unter der Decke hat. Oder setzen wir itzt auf der andern Seite den Fall, du wolltest in Religionssachen mehr auf das wesentliche, als auf Nebendinge bedacht seyn, du wolltest nicht gar alle Gebräuche mitmachen, die dem grossen Haufen so heilig sind: o wie vielen schwachen abergläubischen Seelen würde das zum Aergerniß gereichen? Wie würde man dich als einen Ketzer oder als einen ungläubigen Menschen ohne alle

Religion verdammen? Setzen wir weiters: du wolltest dir zu gewissen Zeiten manche sinnliche Ergötzung gestatten, die an sich selbst gar nichts unanständiges hat, oder du wolltest aus Gastfreundschaft oder aus Wohlstand einigen Aufwand machen, der dein Vermögen eben nicht übersteigt. Würde man dirs nicht wieder übel nehmen? Würde man dich nicht für einen Wohllüstling, für einen Schwelger und Verschwender ausschreyen? — Oder setzen wir itzt wieder auf der andern Seite, du wolltest aus Häuslichkeit wenigen Aufwand machen: wolltest dich von Gesellschaften und Lustbarkeiten entfernen, und fast immer einsam und ernsthaft bleiben: meinst du wohl, du würdest dies ungeahndet thun können? Nein auch das würde wieder vielen anstößig seyn, man würde dich für einen finstern ungeselligen Menschen, für einen Geizhals und Wucherer halten. — Und so, lieber Christ, möchtest du nun immer thun, was du wolltest, so würdest du auch bey dem rechtschaffensten Wandel, bey den besten und reinsten Absichten, doch immer deine Tadler finden, die sich an dir zu stossen und zu ärgern Anlaß finden.

Nun sage mir aber, wenn dir dieß geschähe, oder vielleicht auch schon wirklich geschehen ist:

würs

würde dir dieses Betragen der Menschen lieb und angenehm seyn? würde es dir nicht in der Seele wehe thun, wenn man dich so lieblos behandelte? Und was folgt itzt daraus? — Dieß folgt daraus: was du nicht willst, daß man dir thue, dieß sollst du auch keinem andern thun. Also mußt auch du dich hüten, von deinen Nebenmenschen zu voreilig zu denken oder zu sprechen, mußt nie an ihm ein Aergerniß nehmen, wo wirklich keine Ursache dazu vorhanden ist, mußt also nicht allzeit gleich dem äussern Schein trauen. Es mag oft dein Nebenmensch gefehlet zu haben zu scheinen; aber wenn dus hernach unpartheyisch untersuchest, so ist es entweder gar nicht gefehlt, oder der Fehler ist doch wenigst nicht so groß, wie er scheint; es wäre ja also höchst lieblos, es wäre ein ganz pharisäisches Aergerniß, wenn du ohne Ursache darüber absprechen und dich eifern wolltest. Nicht der Neben mensch, sondern du selbst wärest allein die Schuld an diesem Aergerniß.

Doch nehmen wir auch selbst den Fall an, daß der Nebenmensch wirklich gefehlt habe, und dieser Fehler ausser allem Zweifel sey, so ist es auch darum doch nie erlaubt, daran Aergerniß zu nehmen; man mag hernach dieses Aergerniß

als

als einen bittern Unwillen über fremde Fehler, oder als eine Belobung und Aufmunterung zu dem nämlichen Fehltritt betrachten.

Im ersten Sinne haben wir ohnehin nicht Ursache über fremde Fehler zu zürnen, da wir doch selbst nicht von Fehlern frey sind, und der Balken in unserm Auge uns auf den Splitter im Auge des Bruders nicht viel denken läßt.

In soferne aber dieses Aegerniß soviel als eine Anreizung zur Sünde ist, so soll ja das fehlerhafte Betragen anderer Menschen niemals für uns ein Beweggrund seyn, dasselbe nachzuahmen. Freylich beruft man sich im gemeinen Leben sehr oft auf fremdes Beyspiel und glaubt sich damit einigermassen zu entschuldigen.

II. Bin ich ja doch nicht der einzige, der das thut, heißt es, hundert Andere meines gleichen machen es auch nicht besser, ja sie sind vielleicht noch ärger dann ich; wenn also ich schuldig bin, so sind es andere auch mit mir; wenn ich eine Strafe verdient habe, so haben auch andere eine gleiche oder noch grössere Strafe verdient. Mit diesem Trostgrund suchen sich viele Menschen bey ihren Fehltritten meistens

zu

zu beruhigen. Allein wie falsch und eitel ist diese Beruhigung des Gewissens? Andere Menschen fehlen, also darf ich auch fehlen, welch eine ungereimte abentheurliche Schlußfolge? Heißt das nicht so viel, als wenn man sagte: andere Menschen sind Thoren, und richten sich selbst zu Grund, also darf ich auch ein Thor seyn, und mich zu Grund richten?

Schließt man wohl in andern Dingen auch so, wie da in diesem Stücke? Gewiß nicht, mein Christ! Sobald es dein zeitliches Interesse betrifft, so bist du viel zu vernünftig, als daß du dich auf anderer Beyspiel beruffen solltest, da kümmerst du dich wenig darum, was andere thun, und denkst nur darauf, was dir nutz und gut ist. So z, B. wenn dir Jemand sagte: Sieh da ist ein grosses Krankenhaus, wo viele Kranke auf ihrem schmerzhaften Lager seufzen, oder dort ist ein grosser Kerker worin viele Gefangene schmachten: leiste ihnen doch auch Gesellschaft, werde krank, laß dich einsperren: denn wenn andere krank liegen oder gefangen sitzen, warum solltest du es nicht auch dürfen? Oder wenn man dir sagte: Sieh es giebt z. B. so viele hundert und tausend arme Menschen, die grosse Noth leiden, und nicht wissen, womit sie ihren Hunger stillen,

oder ihre Blösse bedecken sollten: Werde auch einer von ihnen, gieb all dein Hab und Gut weg, leide Hunger, bettle und bedecke dich mit Lumpen: denn andere thun es auch; würdest du nicht über diese Anträge lachen, und sagen, was geht mich das Schicksal anderer Menschen an, daß andere elend und unglücklich sind, das hilft mir nichts, das würde mein Elend nicht vermindern; nein ich will klüger seyn, ich will auf mich sehen, ich will vielmehr trachten, daß es mir nicht auch so schlimm wie andern ergehe. So mein Christ würdest du in diesem Stück denken, und das ist auch vernünftig gedacht; denn das Unglück von andern kann ja für dich keine Versuchung seyn, auch unglücklich zu werden.

Nun aber wenn du in solchen Dingen, wo deine zeitliche Wohlfahrt daran liegt, so klug und vernünftig bist, solltest du nicht das nämliche auch da thun, wo es deine Seele und Seeligkeit gilt. Du siehst andere Menschen, wie sie stolz, und eifersüchtig auf ihre äusserlichen Vorzüge sind; du siehst, wie sie den schändlichsten Ausschweifungen der Wollust, den üppigsten Schwelgereyen in Speiß und Trank, wie sie dem Wohlleben, und der Verschwendung ergeben sind. Sind itzt diese Menschen nicht lauter Kranke und Presthafte der

Seele nach? Sind sie nicht lauter gefangene Sclaven ihrer unbändigen Leidenschaften, sind sie nicht arm und dürftig im Geiste? Solltest du nicht Mitleid und Bedauerniß mit ihrem armseligen Zustand haben, und dich glücklich schätzen, daß du nicht auch so verdorben und unglücklich wie sie bist? Und doch, eben das Beyspiel von diesen armen kranken Menschen soll itzt im Stande seyn dich zu ärgern, das heißt, in dir eine Lust erwecken, auch so zu werden wie sie sind? Dieses Beyspiel soll dich zur Nachahmung reizen, und noch dazu dir zu einer Rechtfertigung dienen können? Ach wie ist das möglich, daß die Menschen in diesem Stück gar so unbedachsam handeln können? oder glaubst du denn mein Christ, deßwegen minder schuldig zu seyn, weil es auch andere sind? glaubst du, daß du deinen Stolz, deine Ungerechtigkeiten und Betrügereyen, deine sinnlichen Ausschweifungen deßwegen leichter verantworten und büssen dürfest, weil du sie mit andern Menschen gemein hast? Wird wohl für dich das Laster weniger traurige Folgen an Leib und Seele haben, weil auch andere dieses Laster treiben, und wirst du diese Folgen des Lasters deßwegen leichter empfinden? O gewiß nicht; sondern so wenig es z. B. für einen Verbrecher

cher, welcher mit dem Tod, oder einer anderen körperlichen Strafe gezüchtigt wird, ein Trost, oder eine Linderung seines Schmerzens ist, wenn auch neben ihm noch andere hingerichtet und gezüchtiget werden, eben so wenig wird es dir helfen, daß andere Menschen sündigen, und durch die Sünde sich selbst zugrundrichten. Deine Verantwortung, dein Gericht, deine Strafe wird darum nicht geringer seyn. Kein Mensch wird deine Schuld dann tragen; du allein mußt dich selbst vertroten, du allein mußt für dich Rechenschaft geben, du allein mußt büssen, was du gesündiget hast.

Nie haben wir demnach Ursache an anderen sündhaften Menschen ein Aergerniß zu nehmen: sondern vielmehr eben darum, weil so viele andere in diese Sünden und Laster verfallen, so sollten wir desto mehr auf unserer Hut seyn, daß wir nicht auch dahin gerathen, und das Beyspiel derselben sollte uns eher zur Warnung als zu einem Grund der Nachahmung dienen. Kurz: mag die ganze übrige Welt thun, was sie will; nicht die herrschenden Sitten und Moden und Gebräuche dieser Welt, sondern nur allein die ewig unveränderlichen Gesetze Gottes, wonach wir einst gerichet, und wonach unser Werth und Schicksal für die ganze Ewigkeit einst wird entschieden werden, sollen die Richtschnur unsrer Gesinnungen und Handlungen seyn. Amen.

Am

Am neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt. Matth. 22, 14.

Die christliche Religion wirkt auf das menschliche Herz hauptsächlich durch zwey Mittel, nämlich durch Hofnung und Furcht. — Durch Hofnung, indem sie uns die Schätze der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit öfnet, und uns die troſtreichſten Wahrheiten verkündigt: aber auch zugleich durch Furcht, indem sie auf der andern Seite einen unendlichen gerechten Gott zeigt, der alles Böse nothwendig verabscheuen und bestrafen muß. Wenn wir daher in dem Evangelium so viele Lehren finden, die jedes Menschenherz mit Trost und freudiger Hofnung zu erfüllen im Stande sind, so kommen darin auch wieder mehrere Aussprüche vor, die uns billig eine heilsame Furcht und Besorgniß für unser Seelenheil einflößen sollten. Nun von dieser letztern Art ist gewiß die Parabel des heutigen Evangeliums, wo Christus zuerst den unglücklichen Juden ihr Strafgericht ankündigte, und dann auch unter dem Bilde jenes Gastes ohne hochzeitliches Kleid al-

len gläubigen Christen deutlich zu verstehen giebt, was wir alle zu fürchten haben, wenn wir uns nicht auch unsers Glaubens würdig betragen. Vor allen sind jene Worte merkwürdig, womit Jesus diese Parabel beschließt: Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt.

Diese Worte verdienen es, daß wir dabey aufmerksam stehen bleiben, und dieselben gehörig auf uns anwenden. Ich will euch daher, l. Ch., den wahren Sinn dieser Worte erklären und euch zeigen, was wir daraus zu lernen haben.

Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt. Diese Worte sind bisher von den Gottesgelehrten und Schriftauslegern in verschiedener Bedeutung genommen worden. Die einen haben sie so verstanden, daß nach ihrer Meynung wirklich nur ein kleiner Theil von Menschen selig, alle übrigen aber auf immer und ewig verdammt würden. Gewiß eine fürchterliche Auslegung, vor welcher jedes wohlwollende und menschenliebende Herz zurück schaudern muß. Andre hingegen, die sich das Seligwerden gerne garzuleicht und zu bequem machen, behaupten, Christus

hatte

hätte das nur bloß von den Juden gemeint, von welchen nur wenige den Ruf zum Christenthum angenommen, und folglich die Aufnahme unter die Zahl der Auserwählten erlangt hätten.

Ich aber denke, beyde Auslegungen jener Stelle sind nicht ganz richtig, und es dürfte auch da, wie überall, die Wahrheit in der Mitte zwischen beyden sich befinden. Wahr ist es zwar m. Ch., wenn man auf den buchstäblichen Sinn der Worte Christi im Zusammenhang genau acht hat, so erhellt offenbar, daß der Sohn Gottes hier hauptsächlich von den Juden rede: denn diese waren die Gäste, welche durch die Kraft Gottes, das ist durch die Propheten und Apostel zur Hochzeit des göttlichen Sohnes, oder zur Annahme seines Glaubens berufen wurden; sie waren es, die diesen Ruf muthwillig ausgeschlagen, die sogar die abgesandten Bothen und Diener Gottes mißhandelt und bis in den Tod verfolgt haben; sie waren es also, gegen welche der Herr sein Kriegsheer ausgesendet, denen er ihre Stadt Jerusalem in einen Steinhaufen verwandelte, und sie fast alle unter dem Schutt begraben ließ; für sie paßte es also vorzüglich, wo Christus sagt: Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt.

Al-

Allein deßwegen folgt nicht daraus, daß Jesus diese Worte bloß allein von den Juden gemeint habe, und folglich dieser Text alle übrigen Menschen gar nicht angehe; sondern es ist meines Erachtens ganz unläugbar, daß die obgemeldeten Worte des Evangeliums einen noch weit ausgedehntern Sinn haben, und sich eben so gut auch auf andere Völker und Menschen deuten lassen: denn die Juden waren im Durchschnitte genommen eben nicht viel schlimmer und verdorbener als andere Menschen, sondern was sie thaten, das würden an ihrer Stelle viele andere auch gethan haben, oder noch wirklich thun. Die meisten Irrthümer und Vorurtheile, die meisten Laster und Mißbräuche, die dort in Israel herrschend waren, die sind es gewissermassen noch itzt fast überall in der grossen Welt. Ich sehe also nicht, warum das, was Christus von diesen Juden sagt, nicht auch von dem übrigen Haufen der Menschen gelten soll.

Zudem ist ja dieß nicht die einzige Stelle im Evangelium, worin sich Jesus über die kleine Anzahl der Auserwählten erklärt, sondern er hat öfters auch bey andern Gelegenheiten davon gesprochen. Höret nur z. B. jene Stelle in seiner Bergpredigt, wo es heißt: Suchet durch

die

die enge Pforte einzugehen: denn es giebt eine weite Pforte und einen breiten Weg, der zum Verderben führt, und auf diesem Wege laufen viele: hingegen die Pforte und der Weg, der zum Leben führt, ist schmal und nur wenige finden ihn. Hier redet Christus deutlich von der geringen Zahl der Auserwählten; und zwar ist da nicht bloß die Rede von den Juden, sondern überhaupt von allen Menschen, welche die evangelische Lehre nicht annehmen oder nicht befolgen wollen. Alle diese gehören zu denen, welche nach dem Ausdruck Jesu auf der breiten Strasse des Verderbens dahin laufen. Es läßt sich also auch der obige Text: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt, so gut auf die ganze Menschheit, wie auf das einzelne Judenvolk anwenden.

Was heißt denn auch nach dem Sinne des Evangeliums ein Auserwählter? — Nichts anders, sagt der heil. Chrysostimus, als einer der vom grossen Haufen der Menschen besonders ausgesucht, der von denselben abgesondert und unterschieden ist. Diese Absonderung und Unterscheidung aber besteht nicht bloß im Glauben an Christus, sondern darin, daß man nach diesem

Glau=

Glauben lebe, daß man den Willen Gottes thue, daß man sich durch einen untadelhaften und gerechten Wandel vor anderen Menschen auszeichne. Wer das thut, der heißt nach dem Ausdruck der heil. Schrift ein Auserwählter, der ist ein Ausbund, ein auserlesenes Glied der Menschheit, der hat das hochzeitliche Kleid an sich, der ist fähig, bey der Hochzeit des göttlichen Sohnes zu erscheinen, und an seinem Himmelreich einst Theil zu nehmen.

Nun aber, meine Christen, vergleichen wir itzt mit diesem Begriff von Auswählung das gewöhnliche Betragen der meisten Menschen: betrachten wir, wie es unter dem grossen Menschenhaufen zugeht. Wie viele solche gerechte und auserwählte Seelen finden sich wohl da unter diesem Haufen? Ich will da gar nicht reden von so vielen tausenden der Unglaubigen, die schon gar nicht an Christus glauben: denn bey diesen zeigt es sich ohnehin in ihrem Betragen, daß der größte Theil davon gewiß nicht unter die guten oder auserwählten Menschen gehöre. Sondern wir wollen hier nur bey der Klasse von rechtgläubigen Christen stehen bleiben. Wie viele wahrhaft auserwählte möchten wohl da selbst unter diesen anzutreffen seyn? Wie viele, die

wirk=

wirklich ohne eine herrschende Leidenschaft ganz nach der Lehre des Evangeliums leben und sich wenigstens von allen schweren Sünden frey erhalten? Wie viele, denen man wirklich keinen groben Fehler vorwerfen, sondern die man von jeder Seite als Muster oder als eine Auswahl von Menschen aufstellen könnte? Freylich es giebt noch Gottlob manche solche wirklich gute und rechtschaffne Christenseelen, es giebt noch solche Auserwählte in allen Ständen: aber wie klein ist ihre Zahl im Vergleich mit dem übrigen Haufen?

Ja leider der grössere Theil ist entweder dem Stolz und der Eitelkeit, oder dem Eigennutz und der ungerechten Habsucht, oder dem Hang zu allerley sinnlichen Ausschweifungen der Wohllust und der Schwelgerey ergeben. Kurz, fast die meisten Menschen haben irgend eine herrschende Leidenschaft an sich, welche in ihren Herzen die Oberhand behauptet, und sie von Zeit zu Zeit immer zu neuen Sünden verleitet, und ihnen oder auch andern grossen Schaden bringt. Können nun solche Christen wohl Auserwählte genannt werden? — Nein, sie machen ja keine Auswahl, keine Ausnahme vom grossen Haufen, sie sind gewöhnliche Alletagsmenschen, sie sind wo

nicht

nicht Bosheits- doch wenigstens Schwachheits-
sünder, und können also auch dort in jener Welt, wenn sie in diesem Zustande ohne Busse verharren, unmöglich unter die Zahl der Auserwählten kommen, sondern sie bleiben entweder ganz oder solange vom Reich Gottes ausgeschlossen, bis sie sich von ihren Sünden ganz gereinigt haben.

Wenn nun aber die Worte Jesu von der kleinen Zahl der Auserwählten so zu verstehen sind, wie ich euch itzt erklärt habe, was hat man dann hieraus zu lernen? — Dieß, denke ich sollen wir daraus lernen, daß wir uns nie an den grossen Haufen der Menschen halten, sondern uns immer nur an den kleinen und bessern Theil derselben anschließen sollten; das ist die natürliche Lehre, die daraus folgt. Aber eben diese Lehre ist es, die man in der grossen Welt durchaus nicht will gelten lassen; sondern da gilt vielmehr gerade der entgegengesetzte Grundsatz: „Was andere thun, das darf ich auch thun; ich kann doch keinen Sonderling machen, es ist nun einmal Gebrauch, es ist herrschende Mode; tausend andere von meinem Stande und Alter machen es auch nicht besser.“ So z. B. auch andere, denkt sich der Eitle und Stolze, behaupten ihre äusserlichen Vorzüge, auch andere machen auf

Klei-

Kleidung und Flitterstatt diesen Aufwand; warum sollte ich es nicht auch thun? — Auch andere, denkt sich der ungerechte Wucherer, sind auf ihren Nutzen bedacht: auch andere suchen mich zu betrügen, wo sie können, und treiben ihren Vortheil so hoch als möglich hinauf, ich will und muß es also gleichwohl auch so machen, darf auch meine Zinsen, meine Vortheile aufs Höchste steigern.

Am allermeisten aber wirkt das Beyspiel des grossen Haufens bey denjenigen, deren herrschende Neigung zum Genuß sinnlicher Wohllust gerichtet ist: diese berufen sich gar so gerne immer auf das Thun und Lassen von anderen. Weil andere ebenfalls diese oder jene Sünden der Wohllust und Schwelgerey ohne Scheu ausüben, weil sie sehen, wie viele andere im verbothenen Umgang zusammen leben, und fast alle Scham und Ehrbarkeit hintansetzen, so glauben sie eben dadurch schon zur Nachahmung berechtigt zu seyn: sie meinen, es könnte unmöglich so weit gefehlt seyn, wenn sie es mit dem grossen Haufen halten.

Allein mein Christ, der du so denkst, ich sage dir gerade im Gegentheil: eben dieß daß du es dem grossen Haufen nachmachst, ist ein grosser

ser Fehler. Denn hat es Jesus nicht ausdrücklich gesagt, daß das Häuflein der Auserwählten klein, hingegen der Haufe der Verdorbenen desto grösser sey? Hat ers nicht ausdrücklich gesagt, daß jene breite Strasse, worauf die vielen laufen, der Weg zum Verderben sey? Ist also nicht eben dieser Umstand, daß du mit dem grossen Haufen gehst, schon ein schlimmes Zeichen? Verräthst du nicht selbst dadurch, daß du auf dem Wege des sittlichen Verderbens seyst? Wie kannst du dich also damit trösten, wie dein Gewissen einschläfern? glaubst du, deßwegen werde deine Verantwortung leichter seyn, weil auch andere deines gleichen sind? Wahrlich nein, keiner von allen denen die so wie du sind, wird dort beym Gericht Gottes sich deiner annehmen, keiner wird für dich ein Wort sprechen, oder dir etwas helfen können: sondern du wirst dort nach den Gesetzen Gottes, nicht nach den Gesetzen der Welt und der Mode gerichtet, und zwar eben so strenge gerichtet werden, als ob du unter allen Menschen der einzige gewesen wärest, der diese oder jene Sünde begangen hätte.

So lege dann also dieses Vorurtheil einmal ab, mache nie das Thun und Lassen anderer zu deiner Richtschnur, sondern denke vielmehr: eben

da=

darum, weil das beym grossen Haufen herrschend ist, so darf ich es nicht thun. Richte vielmehr dein Augenmerk auf die wenigen Guten, die es noch mit der Religion und der Menschheit redlich meynen, und die sich vom grossen Haufen unterscheiden. Mag auch dieser grosse Haufe dazu sagen, was er will; kümmere dich nicht darüber. Laß die Bösen nur lachen und spotten: es kömmt schon eine Zeit, wo ihnen dieß Lachen gewiß vergehen wird. Du aber wandle den schmalen Weg der Gebothe, und er wird dich gewiß nicht irre führen. So wann einmal mehrere denken und sich von den übrigen absondern wollten, o dann würde eben jener grosse Haufe bald der kleinere, hingegen die Zahl der Guten der grössere werden: dann würde es in der Welt bald eine andere Gestalt gewinnen. Aber wann wird das geschehen? Ach Gott! soll denn das Häuflein deiner Auserwählten immer so klein bleiben? Soll es denn nie grösser werden? O heiligster Vater! erbarme dich aller verirrten Menschen, und gieb, daß wir alle, die du berufen hast, auch einst auserwählt seyn mögen. Amen.

Am zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht. Joh. 4. 46.

Ein königlicher Bedienter am Hofe des Herodes, oder wie andre die griechischen Worte auslegen, ein Mann mit Namen Basilikos in Kapernaum, hatte einen Sohn, der gefährlich krank wird. Er, der Vater hört, daß Jesus, der wohl- und wunderthätig heilende Arzt, zu Kana in Galiläa angekommen sey. Aus Liebe zu seinem Sohn, aus Liebe zu sich, um dem Sohne das Leben, um sich einen Sohn zu erhalten, eilt er nach Kana zu Jesus, und bittet ihn, daß er sein krankes Kind gesund mache.

Der Heiland macht ihm hier den Vorwurf: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht."

Verdiente der Vater diesen Vorwurf? Es scheint allerdings. Denn wann glaubte er an Jesum, wann erkannte er an ihm einen göttlichen Lehrer, und an seiner Lehre göttliche Heilig-

igkeit und Wahrheit? Das Evangelium sagt: dann, da er nach Hause zurückkehrte, und auf dem Weg von seinen Dienern hörte, daß sein Sohn gesund wäre, und daß er eben zu der Stunde gesund geworden, in der Jesus zu ihm sprach: Dein Sohn lebt. — Da heißt es: „Und er und sein ganzes Haus glaubte an Jesum.“

Also erst nachdem er das Wunder der Heilung mit seinen Ohren vernommen, an seinem gesunden Sohne mit seinen Augen gesehen hatte, erst dann glaubte er. Wie wahr sagte also Jesus: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht.“

Er sagte ihr, nicht du. Er redete zwar nur zu Einem, zum bittenden Vater des kranken Sohns. Aber was er redet, redet er nicht von einem, nicht bloß vom Vater, zu dem er redet, sondern von ihm und von den Juden insgemein, deren Hartgläubigkeit er tadelt: „Wenn ihr, ihr Juden insgemein, nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht.“ So war es auch: Zeichen und Wunder wollten die Juden sehen, und erst dann glauben, wenn sie solche gesehen. „Was zeigest du uns für ein Zeichen — sprachen sie — damit wir glauben.“ Und wenn er

ih-

ihnen an den Kranken, die er heilte, noch so viele Zeichen und Wunder zu sehen gab, so waren sie damit noch nicht zufrieden. Sie wollten nicht nur solche Wunderzeichen auf der Erde, sie verlangten auch Wundererscheinungen am Himmel, am Firmamente von ihm zu sehen.

So war es bey den Juden. Nur bey ihnen wars so? Ist es nicht noch so auch bey uns? Auch wir möchten immer gerne etwas Neues, etwas Ungewöhnlich= und Ausserordentliches, etwas Wunderbares hören und sehen. Wunderbar soll das seyn, was man erzählt, sonst freut uns das Hören nicht: wunderbar soll das seyn, was man uns zeigt, sonst freut uns das Schauen nicht.

Aber warum den gerade wunderbar? Soll es uns denn nicht genug seyn, wenn nur das, was man uns zu hören oder zu sehen giebt, etwas Gutes, Nützliches, Vernünftiges und Erbauliches ist, wenn es gleich nicht wunderbar und ausserordentlich ist? Dem, was gut und wahr, vernünftig und heilsam ist, sollen wir vor allem nachstreben, nicht dem, was wunderbar ist. Weil die Juden nur vorzüglich am Wunderbaren hiengen, was geschah? Sie liefen zwar Hau-

fen,

fenweise dem Heilande nach, aber oft mehr, um etwas Wunderbares zu sehen und zu erfahren, als etwas heilsames zu hören und darnach zu thun. Auch unter uns ists gewöhnlich, daß man sich zu einem Taschenspieler, zu einem Luftspringer, zu einem Gaukler oder Seiltänzer, weil man etwas besonders, wunderbares zu sehen hofft, sich haufenweise und begierig hindrängt, aber in die Kirche zur Predigt, zum christlichen Unterricht, wo man etwas Nützliches und Heilsames hören könnte, nur sparsam, kaltsinnig, oder gar nicht hinkömmt. O laßt es uns doch zum Grundsatze machen:

„Ich will künftig mehr auf das sehen, was gut, vernünftig und heilsam, als was ausserordentlich und wunderbar ist. Ich will nicht verlangen, daß man mir lauter Wundergeschichten oder das erzähle, was bloß meine Neugierde sättigt, sondern dem zuhören, was christlich evangelisch, wahr und vernünftig ist, was meinen Eifer im Guten und mein Vertrauen auf Gott stärkt." Nur so werden wir nicht zu den wundersüchtigen Juden, sondern zu den vernünftigen, gelehrten und folgsamen Christen gehören.

Der Jude wollte nicht nur Wunder sehen, sondern auch erst dann an Jesum und seine Lehre glau-

glauben, wann er sie gesehen. Ists nicht auch bey uns so, daß wir nur darum geneigt sind an Jesum und seine Lehre zu glauben, weil wir so viele Wunder von ihm im Evangelium lesen? — Ist dieß unrecht? Es scheint dieß ja an sich eben nicht ganz unrecht, und doch auch wieder nicht ganz recht, weil es Jesus am Vater im heutigen Evangelium tadelt: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.“ Dieser Vorwurf scheint ja gerade so viel zu sagen: „Ihr solltet glauben, wenn ihr auch keine Zeichen und Wunder sehet — ihr sollt nicht immer Zeichen und Wunder fodern, und doch glauben.“

Ja allerdings, m. Ch., wir sollten glauben, wenn wir auch von keinen Zeichen und Wundern wüßten, und nicht nur darum glauben, weil wir von Zeichen und Wundern hören, von Zeichen und Wundern im Evangelium lesen. Was sollen wir glauben? daß die Lehre Jesu eine göttlich wahre, höchst verehrliche, heilig und seligmachende Lehre sey. Aber wie können wir dieß auch ohne Wunder und Zeichen glauben? denkt ihr. — Und warum nicht, m. Ch.? Hat uns denn nicht Christus gelehrt: „Vertraue auf Gott, thue Gutes, meide Böses; sey gut und gerecht, liebe Gott, liebe den Nebenmenschen?“

Dieß

Dieß ist der Inhalt seiner Lehre, der Inbegriff, wie er selbst sagt, des ganzen Gesetzes, der Vorschriften aller Lehrer und Propheten. Und nun leuchtet dieß nicht von selbst als wahr ein? Braucht man Wunder dazu, um es wahr zu finden? Muß nicht sogleich jede Menschenvernunft, so bald mans nur hört, und versteht, ja und Amen da zu sagen: „Ja so ist es — man soll Gott vertrauen, Gutes thun, gut und gerecht handeln, Gott und Mitmenschen lieben — ja gewiß das ist, ich sehe es selbst offenbar ein, eine schöne, göttlich wahre Lehre; eine Lehre, die, befolgt man sie, alle Menschen mit sich, mit Gott und der ganzen Welt sehr zufrieden, und dort selig macht, alle Menschen zu lauter freudigen Kindern, zu lauter liebenden Brüdern machen müßte." Ja diese Lehre bleibt schön, vernünftig, göttlich und ewig wahr, wenn auch kein einziges Wunder dafür geschehen wäre; das leuchtet uns, das muß jedem, ders nur hört und versteht, einleuchten. O so laßt uns dann künftig an Jesum und diese seine Lehre nicht nur darum glauben, weil uns Wunder ihre Wahrheit bestättigen, sondern auch darum, weil wirs selbst einsehen, daß sie ewig und göttlich wahr sey. Wir wollen dieser Lehre nicht nur um der Wunder des Lehrers willen, sondern ihrer eig-

nen offenbar einleuchtenden Wahrheit willen, aus eigner inniger Ueberzeugung beypflichten, sie schätzen, darnach handeln, und oft zu uns selbst sagen: Wahrlich, es giebt nichts Schöners und Bessers, als Gott vertrauen, Gutes thun, gut und gerecht seyn, Gott und Menschen lieben — dieß glauben, dieß erkennen wir, und würdens erkennen, und würdens glauben, wenn wir auch von keinem Wunder unsers Lehrmeisters wüßten. Er wäre doch ein göttlich weiser Lehrer; seine Lehre doch eine göttlich weise Lehre.

Gott, ich will keine Zeichen und Wunder von dir fodern; nur das will ich bitten, nur dahin streben, daß ich nach dieser Lehre Gott vertraue und Gutes thue — dieß wird mir mehr, als alle Wunder nützen; dieß wird mich im Innern des Herzens bey einem guten Gewissen hier immer vergnügt, und dort auf immer selig — dieß wird mich der ewigen Belohnung werth und theilhaftig machen — dieß wird mich dahin bringen, wo ich Gott und Jesum, an den ich ietzt glaube, schaue, erkenne, liebe, und thätig und wirksam in dieser Liebe ewig selig lebe. Amen.

Am

Am Feste aller Heiligen.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich. Matth. V. 10.

Wir ehren heute das Andenken an alle gute, tugendhafte, gerechte und heilige Menschen, aus allen Theilen der Welt, aus allen Völkern der Erde, aus allen Jahrhunderten und Jahrtausenden, seitdem Menschen auf dieser Erde sind, aus allen Ständen und Geschlechtern, sie mögen in der Geschichte genannt oder ungenannt, berühmt oder unberühmt, laut von ihren Mitgenossen und Nachkommen gepriesen, oder ihnen verborgen und vergessen geblieben seyn. Wir wollen hiedurch beweisen, wie sehr wir die Tugend ehren, da wir keinem aller Heiligen und Tugendhaften, er mag uns bekannt oder unbekannt seyn, unsre Achtung und Verehrung entziehen, sondern sie allen, so gut wir können, am heutigen Tage abstatten wollen.

Ja ihr Heiligen und Seligen Gottes alle, ihr habt hier gelebt, in Tugend und Heiligkeit, und lebt nun dort in reiner Freude und Seligkeit. — Doch nur dort in Freude und Seligkeit?

Waret

Waret ihr nicht auch hier schon selig? Sagt uns nicht der Heiligste aus euch, Jesus, den wir aus dem Evangelium kennen, daß seine Jünger, Apostel und Nachfolger schon hier selig sind, und ungeachtet aller Demuth, in der sie leben, ungeachtet aller Verfolgung, die sie leiden, gleichwohl mit allem Rechte selig heißen mögen? Hat er nicht nach dem abgelesnen Evangelium gleich im Eingange zu jener langen lehrreichen Rede, die er von einem Berge herabhielt, und die darum gewöhnlich die Bergpredigt heißt, hat er hier nicht gleich im Eingange seine eben zuvor erwählten Apostel dem ganzen versammelten Volke, als diejenigen dargestellt, die zwar nichts von irdischer Glückseligkeit an sich zeigten, die zu grossen Mühseligkeiten und Leiden dieser Erde bestimmt wären, aber doch von ihm selig geheißen wurden? Warum selig? Warum können sie und alle Heiligen schon auf dieser Erde selig heißen? Und wodurch sind sie nach ihrem Hinscheiden von dieser Erde in einem andern Leben selig geworden?

Dieß sind die zwey Fragen, m. Z., über die wir zu Beantwortung derselben heute am Tage aller Heiligen und Seligen einige Betrachtungen anstellen wollen. Wir wollen sehen, warum

auch

auch die noch so sehr verfolgten, noch soviel leidenden Heiligen gleichwohl schon hier von Jesu selig genannt werden, und wodurch sie dort wirklich selig wurden.

Gott gebe, daß diese Betrachtung, die wir über die Heiligen und Seligen machen, auch uns in die Zahl der Heiligen und Seligen führen möge!

I. Jesus nennt gleich im Eingange seiner Bergpredigt so manche selig, von denen es befremdend scheint, daß er sie selig nenne, und bey denen man sich gedrungen fühlt zu fragen, warum er sie selig nenne. Selig, sagt er, die in Armuth und Mangel leben, die Schmerz und Verfolgung leiden, die böse Nachrede, Verläumdung und Lästerung dulden. Ist das nicht gerade das Widerspiel von dem, wie die Welt, und wie wir so oft mit der Welt andere selig preisen? Uns heißt der glückselig, der reich und wohlhabend ist. Warum nennt Jesus den selig, der Armuth und Mangel hat? Uns heißt der glückselig, der sich freuen und lachen kann. Warum nennt Jesus den selig, der leiden, weinen und trauern muß? Uns heißt der glückselig, der in Ansehen steht, der Achtung, Lob und Ruhm genießt. Warum nennt Jesus den selig, der Tadel

del und Verachtung, Schimpf und Verläumdung erfährt? — Mit einem Worte: „Warum nennt Jesus die im Mangel, Schmerz und Verachtung lebenden, die Leidenden, Traurenden und Weinenden, d. h. warum nennt er gerade diejenigen selig, die wir gewöhnlich unglückselig nennen? Warum?

Er giebt den Grund davon selbst an, und es ist leicht zu fassen, wenn wir nur merken wollen auf den Grund, den er angiebt. Er sagt nicht: Selig die Armen, weil sie arm sind; selig die Traurenden und Weinenden, weil sie trauern und weinen; selig die Verfolgten und Gelästerten, weil sie verfolgt und gelästert werden. — Nein so sagt er nicht, sondern: „Selig alle diese, die unter Mangel und Druck, unter Schmerz und Verachtung seufzen — weil das Himmelreich ihrer ist. Er will, daß sie bey allem unverdienten Druck von Armuth und Menschen, bey aller ungerechten Verfolgung und Verläumdung so gar sich freuen und frohlocken sollen: „denn der Himmel — sagt er — gehört euch, und euer Lohn im Himmel ist groß.“

Wir sehen hieraus leicht, woher es komme, daß wir mit der Welt gerade diejenigen Leidenden unglückselig nennen, die doch von Jesus selig genannt werden. Wir schauen nur auf das

Ge-

Gegenwärtige, nur auf das, was diese Armen, Verfolgten, Verachteten wirklich fühlen und leiden, und da ists freylich klar: Wer unterm Druck des Mangels, der Verfolgung und Verachtung liegt, der ist nicht glückselig, so ferne er diesen Druck wirklich fühlt, wirklich darunter traurt und weint. Von dem, der unselig leidet, kann man nicht sagen, daß er glückselig lebt, so lange man nur einzig sein wirklich-gegenwärtiges unseliges Leiden im Auge hat. Aber Jesus faßt nicht nur dieß ins Auge, schaut bey diesen Leidenden nicht nur auf ihr gegenwärtiges Leiden, sondern auf ihre künftige Freuden. Er richtet seinen Blick nicht nur auf ihr gegenwärtiges, sondern auf ihr künftiges Leben, nicht nur auf die Erde, wo sie wenig haben, sondern auf den Himmel, mit dem sie alles erhalten. Er kennt ihre gegenwärtige Dürftigkeit, aber auch ihren künftigen Reichthum. Er kennt ihre gegenwärtige Verachtung und Verfolgung, aber auch ihre künftige Verherrlichung. Er kennt jede Thräne, die itzt der Kummer ihres Herzens aus ihrem Auge preßt, aber auch jede hohe Freude, mit der sie einst die Seligkeit des Himmels erfüllt. Er sagt gleichsam: „Was ihr itzt entbehrt, ist wenig, ist ein gemeines Gut, ein geringer Theil von diesem Erdreiche, aber was ihr dafür erhaltet, ist viel, ist das ganze Himmelreich

reich; was euch hier entgeht, ist klein, und was euch dort wird, ist groß; was euch hier drückt, währt kurz, und was euch dort erfreut, ist ewig. Man mag euch unglückselig nennen wegen des Kleinen, Kurzen und Wenigen, das ihr itzt hier trägt und duldet: aber ich nenne euch selig wegen des Grossen, Vielen und Ewigen, das eurer dort wartet: denn das Himmelreich gehört euch, und euer Lohn im Himmel ist groß."

Wir würden urtheilen, wie Jesus, selig preisen, wie Jesus, wenn wir die Sache auch so ins Aug faßten, wie Jesus. Wir würden nicht uns und andere unglückselig nennen, wegen einer kleinen Last, wegen eines kurzen Leidens, das wir hier tragen müssen; wir würden uns dabey selig nennen, wenn wir vorwärts ins Künftige hinaus, gleichsam in den Himmel und in die grosse Seligkeit hineinsehen wollten, die wir hiedurch erwerben und verdienen können. O so laßt uns dann nicht bloß immer aufs gegenwärtig drückende unser Aug heften, nicht bloß auf die dunkle Wolke der Trübsal schauen, die wirklich über uns hängt, sondern auch mit unserm Blick bis zu dem hellen heitern Himmel dringen, der für uns hinter dieser Wolke ist. Wir genießen in diesem Leben viel Gutes und Angenehmes,

laßt

laßt es uns ganz und mit vollem Danke zu Gott genießen. Wir dulden in diesem Leben viel Widriges und Unangenehmes. Laßt uns aber bey all diesem immer auch an das Unaussprechlich-Angenehme und Selige denken, das uns in einem künftigen Leben werden kann. Wer dieß versteht, wer so nach der Lehre Jesu mit Dank das Angenehme zu genießen, so mit Hoffnung und Hinaussicht in das künftige Uebersinnliche und Himmlische das gegenwärtig Widrige zu tragen im Stande ist, von dem mag es heißen: „Selig, auch wenn er arm nud in Mangel lebt; selig, auch wenn er trauert und weint, auch wenn man ihn lästert und verfolgt; denn der Himmel ist sein, und sein Lohn im Himmel ist groß; die Hoffnung davon stärkt ihn schon itzt, und der Besitz davon beseligt ihn einst in alle Ewigkeit hin."

II. Wenn der Himmel für die Zukunft unser ist, wenn man ihn zuversichtlich hoffen und erwarten darf, dadurch heißt man mit Recht selbst vor Jesu schon itzt selig. Aber wodurch wird man dort selig? wodurch macht man, daß man den Himmel, und den grossen Lohn im Himmel zuversichtlich erwarten kann?

Wenn unser Lehrmeister Jesus den Armen, den Traurenden und Weinenden, den Verachteten

und

und Verfolgten das Himmelreich verheißt, so verheißt er es ihnen nicht bloß darum, weil sie arm sind, weil sie trauren und weinen, weil sie verachtet und verfolgt werden. O es giebt manche Arme, die nicht nur an Geld und Gut, sondern auch arm an guten Werken, dagegen unselig reich an bösem Willen und bösen Handlungen sind. Es giebt manche, die trauren und weinen, in Druck und Verfolgung leben, aber sich dieß ihr Schicksal durch böses Leben selbst zugezogen, und bey allem Leiden, das sie tragen, doch nicht ernstlich anfangen, ihr böses Leben aufzugeben. Um zum Himmel und zum grossen Lohne im Himmel zu gelangen, ist es nicht genug, daß man Uebels leide, es gehört noch dazu, daß man gut sey, und Gutes thue. Jesus will, daß man noch überdieß sanftmüthig sey, um das bessere Land der Seligkeit zu besitzen, daß man nach Tugend, Gerechtigkeit hungere und durste, um gesättigt zu werden; daß man Barmherzigkeit übe, um Barmherzigkeit zu erlangen, daß man reines Herzens sey, um Gott zu schauen; daß man versöhnlich und friedfertig sey, um ein Kind Gottes zu heißen, und selbst wenn man leidet, daß man nicht aus eigner Schuld, sondern um der Gerechtigkeit und Tugend wegen auf eine tugendhafte gerechte

Weise leide — solchen — sagt er — gehört das Himmelreich zu, und wird ein grosser Lohn im Himmel zu Theil.

Hier zeigt sich aber zugleich, daß man das Land der Seligkeit da oben, das Himmelreich auf eine ganze andere Weise erwerbe, als die Länder nnd Reiche dieser Erde. Mancher sucht ein schönes Landgut dieser Erde durch Kauf an sich zu bringen, aber dazu muß er reich seyn, und Geld haben. Nicht so mit dem grossen schönen Landgute des Himmels. Dazu braucht man keines Reichthums und keiner Baarschaft. Das kann der Arme so gut, wie der Reiche an sich bringen. — Mancher Fürst oder König dieser Erde sucht ein neues Reich dieser Welt, und zieht dazu mit grosser Macht in den Krieg, um es zu erobern. Nicht so mit dem Himmelreich, dazu bedarfs keiner Soldaten und keiner Macht; das kann der Schwache so gut, wie der Mächtige einnehmen. Ja durch wilde Kriege, durch Zank und Streit wird es schon gar nicht erobert, es wird nur durch Sanftmuth, durch Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit erworben. Nach dem Ausspruche Jesu werden die Sanftmüthigen dieses Land besitzen, werden die Friedfertigen und Versöhnlichen Kinder Gottes heißen.

Mag der wilde Eroberer ein Erdreich dadurch erlangen, daß er Krieg führt, der Tugendhafte erlangt das Himmelreich, wenn er Einigkeit und Friede hält.— Schätze auf Erde häuft man an, indem man oft ungerechter Weise andern das Ihrige nimmt; aber Schätze im Himmel, indem man gerecht jedem das Seine läßt. — Sein Gut und Geld der Erde mindert man, indem man andern davon mittheilt; aber Gut und Reichthum für den Himmel sammelt man, indem man mildthätig und barmherzig von seinen Erdengütern an würdige Arme hingiebt. — Unglück, Verfolgung, Unterdrückung bringt uns um die Güter der Erde, um Haus und Hof, und selbst an den Bettelstab; aber Unglück, Verfolgung und Unterdrückung bringt uns nicht um die Güter des Himmels und das Himmelreich; wenn wir um der Tugend wegen, oder doch tugendhaft leiden, so wird uns für Haus und Hof in unserm Dorfe, ein schöners Haus in der Stadt Gottes, für den Bettelstab in unsern Händen Reichthum und seliger Ueberfluß aus der Hand Gottes.

O so kömmt es dann, um in dein Reich, o Gott, zu kommen, nirgends darauf an, wie viel ich von diesem Erdreich besitze, wie viel

Macht,

Macht, Ansehen und Glückseligkeit ich habe; es kömmt nur darauf an, daß mein Herz friedlich, sanftmüthig, versöhnlich, erbarmend, rechtliebend, daß es rein und dein sey. Dann kann ich bey aller meiner Armuth das Himmelreich, dieß größte aller Reiche an mich bringen, bey aller Schwachheit das größte aller Reiche erobern, bey allem Drucke mich bis zum Himmel schwingen, bey allem Unglücke ewig glückselig werden.

Man hat oft gesagt: „Wie schwer ist es, in den Himmel zu kommen.“ Man könnte auch sagen: „Wie leicht ist es, in den Himmel zu kommen.“ Ich darf nur eines guten und reinen Herzens seyn, was jeder ohne Ausnahme seyn kann, und werde dort selig seyn, was ich ewig seyn will. Hätte es Gott ganz in eines jeden Macht und Hand gelegt, auf dieser Erde all den Reichthum, all das Ansehen, Vergnügen und Glück zu haben, was er nur immer zu haben wünscht, wer würde nicht eilen, streben und arbeiten, um es zu erhalten. Nun hat ers ganz in unsre Macht und unsre Hand gelegt, nicht ein Erdreich, sondern ein Himmelreich, nicht ein Erden-, sondern ein Himmelglück zu erlangen, so laßt uns eilen, streben und arbeiten, um es durch Heiligung und Reingung unsers Herzens zu er-

erhalten. — Ja laßt uns eilen — dazu laden uns heute alle Heiligen in dem Himmel ein, dazu rufen sie uns gleichsam aus dem Himmel herab: „Seyd unsre Nachfolger und Nachahmer, wie wir Nachfolger Jesu waren, wie Jesus der Nachahmer Gottes seines Vaters im Himmel war. — Dieß ist aus allen Verehrungen das Liebste, was ihr uns thun, das Beste, was ihr euch leisten, und das Höchste, was ihr erreichen könnt. Heiligt und reinigt eure Herzen, und selig wird euer Herz seyn schon auf Erde durch die tröstliche Hoffnung, und im Himmel durch den wirklichen Genuß der Seligkeit, die wir genießen, und mit euch, liebe Brüder und Schwestern genießen wollen in Ewigkeit." Amen.

Am ein und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Es ist ein gar schönes herrliches Gleichniß, das im heutigen Evangelium vorkömmt. Wir wollen zuerst sehen, was dem Heilande Anlaß und Gelegenheit gab, dieses Gleichniß vorzutragen. Der Anlaß zu demselben war folgender.

Der Heiland hatte seine Jünger ermahnt, sich gegen jedermann, selbst gegen kleine Kinder liebreich, mildthätig, erbaulich zu betragen; wenn uns auch hie und da ein Mensch beleidigen sollte, nicht gleich mit ihm gänzlich zu brechen, und Feindseligkeiten anzufangen, sondern vielmehr durch sanfte Vorstellung seines Unrechtes, durch Liebe und Gelassenheit ihn, und seine Neigung und Freundschaft wieder zu gewinnen: „Hat etwa dein Mitbruder — sagte er — dir etwas zu Leid gethan, so mache nicht gleich grosses Aufheben, brich nicht gleich in lauten Tadel, in zornige Schmähung vor andern Leuten über seinen Fehler aus; sondern geh hin, rede mit ihm allein, stelle ihm sein Unrecht auf eine sanfte liebreiche Art vor. Nur so kannst du hoffen, daß er dich an-

anhört, und sein Unrecht erkennt. Nun hört er dich, und erkennt er dieß, so hast du deinen Bruder gewonnen, hast dir aus einem Feinde einen Freund, aus einem bösen einen guten Menschen gemacht."*)

Petrus mit den übrigen Jüngern hatte aufmerksam zugehört, als Jesus dieß sagte. Nur mochte er noch einen Zweifel darüber haben, ob man denn immer so nachsichtlich gegen seinen Mitmenschen handeln, ob man, wenn dieser nicht ein oder zweymal, sondern sich öfter gegen uns vergeht, ihm gleichwohl immerfort vergeben, und es so schlechtweg gut seyn lassen sollte. „Herr — sprach er dann zu Jesu — wie weit soll denn das wohl gehen, was du eben von Nachsicht und Verzeihen gesagt hast? Zum Exempel wenn sich einer meiner Mitmenschen nun gar oft, und gar empfindlich an mir vergienge, wie oft soll ichs ihm verzeihen, wenn er sich an mir versündigt? Etwa bis siebenmal?" — Ich sage dir — antwortete Jesus — nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal — glaube nicht, daß siebenmal verzeihen schon das höchste sey, was du thun sollst. Nein! wenn du doch eine

Zahl

*) Matth. XVIII. 15.

Zahl wissen willst, so wollte ich lieber sagen: Siebenzigmal siebenmal; das heißt: Wenn dich dein Mitbruder auch noch so oft beleidigte, so sollst du ihm doch eben so oft vergeben, und Schonung und Geduld mit ihm haben."

Um diese Lehre von Vergebung und Versöhnlichkeit gegen seinen Mitmenschen dem Petrus und den übrigen Zuhörern noch mehr einzuprägen, und sie in einem Beyspiele recht anschaulich und lebendig darzustellen, trägt nun Jesus das Gleichniß vor, das wir im heutigen Evangelium lesen.

Er stellt uns darin auf einer Seite einen verzeihenden, barmherzigen, liebenswürdigen König so vor, daß wir ihn achten und nachahmen, und eben so versöhnlich und barmherzig, wie er seyn sollen. Er stellt uns darin auf der andern Seite einen bösen, unbarmherzigen, unversöhnlichen Knecht so vor, daß wir ihn und seine Grausamkeit verabscheuen, und ja nie so unversöhnlich und hartherzig, wie er, seyn mögen.

Es war ein König — spricht der Heiland — der wollte mit den Dienern und Knechten, denen er die Aufsicht und Verwaltung der Ausgabe und Einnahme seines Reiches übergeben hatte, Rech-

nung pflegen. Bey dieser Abrechnung zeigte es sich, daß ihm einer von diesen Dienern bey zehn tausend Talente veruntreut hatte, und rückständig blieb — zehntausend Talente — das war eine ungeheure Summe Gelds, mehrere Millionen Gulden. Und dieser Diener und Knecht ward doch vom Könige, wie es sich von selbst versteht, gut besoldet, konnte hinlänglich auskommen, hatte gar nicht nöthig, in die Kasse und Gelder seines Herrn zu greifen — und er griff so tief darein — das schien unverzeihlich. Wirklich befahl sein Herr, so wie es die Herrn in Orient zu thun pflegten, ihn, sein Weib, seine Kinder, und alles, was er im Vermögen hatte, zu verkaufen, und vom Erlösten, so weit es nur reichen möchte, die Schuld zu bezahlen — da fällt ihm der Knecht zu Füssen, bittet um Verzeihung, um Nachsicht, um Geduld — nicht um Nachlaß der Schuld, sondern nur um Geduld, und Aufschub. Er will alles bezahlen; nur gleich itzt kann er nicht — aber er will sparen, arbeiten, und streben, daß er nach und nach wieder gut mache und ersetze, was er veruntreut und genommen hat.

Nun was thut der König sein Herr? Es würde schon sehr gütig von ihm gewesen seyn, wenn er gesagt hätte: Nun ich will mich für

dieß=

dießmal noch erweichen lassen; will dich nicht zum Leibeignen an andre verkaufen, will dir nicht dein Weib, deine Kinder von deiner Seite reissen, und dein Haus und Gut ausfeilen. — Nein ich will dir deine Freyheit, will dir dein Gut und Vermögen, will dir dein Weib und deine Kinder lassen; aber sieh ja zu, daß du Wort haltest, und allmählig Theilweise wieder bezahlest, was du mir schuldig geworden."

Hätte der König und Herr auch nur so geredet, so würde er uns schon als ein sehr guter Herr und König erscheinen. Aber er that weit mehr, mehr, als selbst der Knecht verlangte. Dieser bath nur, sein Herr möchte ihn und die Seinigen ruhig und frey bey dem Ihrigen leben lassen, und die Bezahlung theilweise und in Fristen annehmen; und der Herr ließ sichs nicht nur gefallen, ihm und den Seinigen Freyheit und Vermögen zu lassen, nicht nur die Bezahlung in Fristen anzunehmen; er nahm gar keine an, er ließ dem Knechte seine ganze Schuld nach.

Zehntausend Talente — konnte nun der Knecht sagen — zehntausend Talente bin ich schuldig geworden; was für ein nachläßiger, bö-

ser,

ser, untreuer Knecht war ich? — Zehntausend Talente hat mir mein Herr nachgelassen, was für ein unerschöpflich = seelenguter Herr ist das? —

Ach es ist unter diesem Könige und Herrn im Gleichnisse kein andrer gemeynt, als unser König und Herr, Gott im Himmel. Wir sind alle seine Diener und Knechte. War unter den Knechten des Königs im heutigen Evangelium nur einer, der sich vor ihm eines grossen Rückstandes, einer grossen Untreue schuldig gemacht, und einer grossen Erbarmung und Verzeihung bedurfte, so ist vielleicht unter uns keiner, der vor Gottes Augen nicht noch grössere Sünde und Schuld hat, und noch grösserer Erbarmung und Verzeihung bedarf. Wenn ein Mensch alle Tage nur einen Fehler, eine Nachläßigkeit und Untreue gegen seine Pflicht begeht, so beläuft sich in dreyßig Jahren die Anzahl seiner Sünden schon an zehntausend. Und nun denke man, wenn man oft, des Tages wohl öfters als einmal, sich verfehlt, manchmal kaum eine volle Stunde ganz schuld = und sündlos zubringt, und wenn man 40—50 — 60 und mehrere Jahre dahin lebt — was für eine ungeheure Sünden = und Schulden = Last muß sich da anhäufen?

O Laßt uns auch thun, wie der Knecht im Evangelium: laßt uns vor unserm Herrn und König im Himmel auf die Kniee fallen, und mit Herz und Mund reuig zu ihm bethen:

Herr habe doch mit mir Geduld,
Verzeih mir meine Sünd und Schuld.—

Und wir dürfen von seiner Allgüte hoffen, daß er auch über uns das tröstliche Wort der Erbarmung und Verzeihung aussprechen werde: „Deine Schuld ist dir nachgelassen; deine Sünden sind dir vergeben.“ — Aber wie er so oft beysetzte, „sündige nicht mehr;“ und wie er heut sagte, „vergieb andern, wie ich dir vergebe; bin ich ein guter erbarmender Herr gegen dich, so sey es eben so sehr gegen deinen Mitknecht.“

Ja! o Gott, gleich itzt, während dieses Gottesdienstes noch wollen wirs vom Herzen dir angeloben, und zu dir bethen: Herr Gott und Vater des Himmels und der Erde; ich bin dein Schuldner, und will von nun an ernstlich streben, zu bezahlen; nicht neue Sünden und Schulden zu häufen, sondern die alten durch ein neues besseres Leben gut zu machen, und auszulöschen. — Vergieb uns unsre Schulden, uns o

Herr deinen Knechten — so wie auch wir vom Herzen vergeben und verzeihen unsern Schuldigern, und mit voller reiner Liebe alle unsre Mitbrüder und Mitknechte umfassen. Amen.

Noch eine Rede auf den nämlichen Sonntage.

So wird es euch auch mein himmlischer Vater machen, wenn ihr nicht einer dem andern vom Herzen verzeihet. Matth. 8.

Das heutige Evangelium, oder die ganze Parabel, worin dasselbe eingekleidet ist, zielt auf das grosse Gesetz des Christenthums ab, wonach man auch selbst seine Feinde lieben und seinen Beleidigern herzlich gerne verzeihen soll.

Allein ist denn dieses evangelische Gesetz nicht gar zu hart für uns Menschen? Sollte es uns denn bey unserer Schwachheit, und bey dem natürlichen Gang der Sache möglich seyn, dieses Geboth zu halten? — Ja, liebste Christen, wenn Jesus weiter nichts gethan hätte, als bloß dieß, daß er uns dieses Gesetz auferlegte, so möch-

möchten wir immer noch glauben, daß dasselbe zu übertrieben und den schwachen Kräften unserer Natur gar nicht angemessen sey. Allein so hat dieser göttliche Gesetzgeber mehr gethan: er hat uns nicht nur das Geboth auferlegt, sondern er hat uns auch starke und mächtige Beweggründe dazu an die Hand gegeben: er hat uns die Erfüllung dieses Gesetzes nicht nur möglich, sondern auch sogar leicht gemacht, indem er uns die Belohnungen gezeigt hat, die mit der Beobachtung dieses Gesetzes verbunden sind.

Und was sind denn das für Beweggründe, durch die uns Christus zur Liebe unserer Feinde zu ermuntern sucht? — Vorzüglich zwey sind es, welche wir in dem Evangelium aufgezeichnet finden. Der erste davon kommt in jener bekannten Bergpredigt vor, wo sich Christus mit diesen Worten ausdrückt: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, bethet für die, so euch verfolgen, damit ihr Kinder eures himmlischen Vaters seyd, welcher auch seine Sonne über Gute und Böse aufgehen, und seinen Regen über Gerechte und Ungerechte herabfallen läßt; seyd vollkommen, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist.“ Dadurch will er also sagen: wir sollen unsere Feinde lieben und ih-

ihnen verzeihen, weil wir Christen, weil wir Kinder Gottes sind, die das Beyspiel ihres Vaters im Himmel nachahmen müssen: das ist der erste Beweggrund.

Der zweite aber ist im heutigen Evangelium enthalten, unter dem schönen Gleichniß von dem barmherzigen König, und dem unbarmherzigen Knecht, der gegen seinen Mitknecht so hart verfahren ist, und deßwegeu von dem König zur verdienten Strafe gezogen wurde. Da macht Christus die Anwendung, und sagt: Wie dieser König mit seinem Knecht, eben so wird es euer himmlischer Vater mit euch auch machen, wenn ihr nicht einander vom Herzen verzeiht: Wir müssen, will er sagen, unseren Feinden die Schuld nachlassen, weil wir auch Schuldner bey Gott, weil wir sündige Menschen sind, und weil uns Gott unsere Schulden nur unter der Bedingniß nachlassen will, wenn wir zuvor unseren Mitmenschen verzeihen.

Laßt uns also heut, m. Ch., diese zweyfache Lehre Jesu näher in Betrachtung ziehen. Wir sind Christen, das ist, Kinder Gottes, folglich müssen wir uns nach dem Beyspiel des himmlischen Vaters richten, und eben so wie er verzei-

zeihen. Wir sind zugleich auch sündige Christen, folglich müssen wir um so mehr verzeihen; sonst richtet sich Gott nach unserm Beyspiel, und verzeihet uns eben so wenig unsere Sünden: dieß sey der Inhalt unserer heutigen Erbauung.

I. Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, bethet für die, welche euch verfolgen, dieß ist das ausdrückliche Gesetz Jesu Christi. Und warum sollen wir das thun? Damit ihr, sagt er, Kinder eures himmlischen Vaters seyd, welcher seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt. Dieß also, meine Geliebten, dieß ist der Grund, warum wir unsere Feinde lieben, und ihnen verzeihen sollen, weil Gott unser Vater im Himmel, und wir seine Kinder sind. Dieser Ehrentitel Gottes kömmt zwar allen Menschen ohne Ausnahme zu: denn jeder Mensch, wer er immer seyn mag, ist ein Geschöpf Gottes, verhält sich zu Gott, wie ein Kind zu seinem Vater. Aber vorzüglich gehört dieser Name uns Christen, denn uns hat der himmlische Vater durch Jesum seinen Sohn auf eine sonderbare Art an Kindesstatt angenommen, uns hat er zu Erben seines Himmelreichs eingesetzt, uns hat dieser eingeborne Sohn Gottes seine Brüder genannt: das ist die hohe Würde eines

Christen, nach dieser Ehre, ein Kind Gottes zu heißen, sollen wir trachten, und nicht auf die äusserlichen Güter und Vorzüge, nicht auf die Ehren und Reichthümer dieser Welt, sondern auf diesen ehrwürdigen Namen eines Christen, auf den Namen der Kinder Gottes sollen wir stolz seyn. Denn diese äusserlichen Vorzüge können dem Menschen keinen Werth verschaffen, sie dauern nur eine kurze Zeit, und wir müssen sie bey dem Tod ohnehin wieder ablegen. Aber dieser Ehrennahme, diese erhabne Würde eines Christen nehmen wir auch noch in jene Welt mit uns: diese Würde bleibt uns ewig, und Niemand kann sie uns rauben, ausser wir selbst. Wir sind zwar alle getauft, wir sind alle durch diese Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden. Aber diese Taufe, diese äusserliche Aufnahme in die Kirche Gottes allein macht uns noch nicht zu Christen, noch nicht zu Kindern Gottes und Erben des Himmelreichs, sondern diese Ehre müssen wir erst durch einen christlichen Lebenswandel verdienen.

Und worin besteht denn dieser christliche Lebenswandel, oder wie müssen wir uns als Kinder Gottes betragen? — Darin, l. Ch., daß wir die Vollkommenheiten und Eigenschaften unsers

sers Vaters im Himmel nachahmen, und dieselbe, soviel uns möglich ist, auch in uns ausdrücken. So wie man von einem Sohne, welcher seinem Vater in allem Guten nachgeräth, welcher die Tugenden und Eigenschaften desselben nachahmt, zu sagen pflegt, daß er ein würdiger Sohn dieses Vaters sey: eben so müssen auch wir uns als Söhne und Kinder des himmlischen Vaters dadurch zeigen, daß wir ihm in all unserm Betragen gewissermassen ähnlich zu werden suchen. Dieß will Christus sagen, wenn er spricht: Seyd vollkommen, so wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist: nicht als wenn wir die Vollkommenheit Gottes ganz erreichen könnten, nein das wäre über unsere Kräften, sondern in so fern wir nur sein Betragen gegen uns Menschen zum Muster nehmen, und uns dann befleißen, diesem Muster auch unser Betragen gegen den Nebenmenschen einzurichten.

Und wie betragt sich dann dieser unser Vater im Himmel gegen uns Menschen, wie betragt er sich besonders gegen seine Feinde und Beleidigen, was giebt er uns in diesem Stück für ein Beyspiel. O Geliebte, das giebt uns Christus mit den wenigen Worten genug zu verstehen, da er spricht: Er läßt seine Sonne über die Guten

und Bösen aufgehen, und seinen Regen über Gerechte und Ungerechte herabthauen; das will sagen: er liebt nicht nur die Frommen und Gerechten, die ihm getreu sind, die ihn lieben, und seine Gebothe halten, sondern er liebt auch die Ungerechten, die Sünder, die ihn beiseitsetzen, die seine Gebothe übertreten, und die die Güter dieser Welt mehr als ihn lieben. Auch diesen Sündern ungeachtet ihres Ungehorsams thut er doch Gutes, er verschafft ihnen durch Sonnenschein und Regen ihren Unterhalt von der Erde, er rächet sich an ihnen nicht, da es ihm doch nur einen Wink kostete, seine Rache an den Gottlosen auszuüben; er sieht ihneu mit Geduld und Langmuth zu, er biethet ihnen alle Mittel zur Glückseligkeit an: er ist alle Augenblicke bereit, sie wieder in Gnaden aufzunehmen, wenn sie sich nur bekehren, und ihren vorigen Fehltritt verbessern wollen.

O liebste Christen, wir wissen ja das schöne Gleichniß vom verlornen Sohne, was kann rührender seyn, als dieses Bild, unter dem uns Jesus seinen himmlischen Vater vorstellt? Ein ungerathner Sohn, der von seinem Vater zeitlebens nichts als lauter Wohlthaten und Liebe im väterlichen Hause empfangen hatte, begehrt da muthwilli-

williger Weise sein Erbtheil, und will in fremde Länder reisen: der gute Vater thut ihm seinen Willen, und läßt ihn fortgehen. Der lose Taugenichts verschwendet in kurzer Zeit das Geld auf die lüderlichste Art, und geräth in so elende Umstände, daß er bey einem Bauern die Schweine hüten, und mit denselben gleiche Kost genießen muß. Endlich gehen ihm die Augen auf, er erkennt seinen Fehler, und kehrt wieder zu seinen Vater zurück. Und wie empfängt ihn nun dieser Vater? stoßt er ihn wohl von sich? giebt er ihm wohl Verweise über sein voriges Betragen? läßt er ih seinem Verbrechen empfinden? Ja das hätte er billig thun können, ein so unwürdiger Sohn hätte das alles und noch mehr verdient. Aber nein, sagt Jesus, kaum sieht er ihn von Weitem kommen, so lauft er ihm schon mit tausend Freuden zu, er fällt ihm um den Hals, er küßt und liebkoset ihn, wie seinen besten Sohn, er läßt ihm sogleich die schönsten Kleider, und einen kostbaren Ring an die Hand reichen, er stellt ein prächtiges Gastmahl an, er ladet alle seine Freunde dazu ein, und hält diesen Tag fue den größten Freudentag seines Lebens, wo er seinen verlornen Sohn wieder gefunden hat. Konnte wohl die Liebe und Barmherzigkeit dieses Vaters noch grösser seyn, als sie wirklich war?

Nun

Nun seht, will Christus sagen, so gütig und liebreich ist unser Vater im Himmel; so langmüthig und geduldig ist er gegen uns ungerathene Kinder, wenn wir auch wirklich muthwilliger Weise von ihm abgewichen sind, wenn wir gleich seine Gebothe übertreten, und uns des abscheulichsten Undanks gegen ihn schuldig gemacht haben, so liebt er uns doch noch immer, und ist auf unsere Glückseligkeit bedacht: er kömmt uns selbst entgegen, wenn wir nur wieder durch eine wahre Busse zurückkehren wollen, er verzeiht uns alles Vergangene, er schenkt uns alle Strafe, und nimmt uns wieder zu Gnaden auf, als wenn wir ihn nie beleidiget hätten. So verfährt dieser himmlische Vater gegen seine Feinde und Beleidiger.

Jesus hat uns das Gesetz, unsere Feinde zu lieben, nicht allein gegeben, sondern er hat es auch zuerst selbst beobachtet: er gieng uns als der erste mit dem Beyspiel voran, um uns zu lehren, wie wir die Vollkommenheiten des himmlischen Vaters in diesem Stück nachahmen sollen. Wir wissen ja aus seiner evangelischen Lebensgeschichte, wie er sich gegen seine Feinde betragen habe; wir wissen, mit welch unerhörter Sanftmuth er alle die Schmach und Unbilden, die man

ihm anthat, erduldet, und wie er am Kreuz vor seinem Tod mitten unter den größten Schmerzen, mitten unter dem Hohngelächter seiner Peiniger zum Himmel gerufen habe: Vater verzeih ihnen! denn sie wissen nicht, was sie thun. Durch dieses Betragen zeigte er sich als einen wahren Sohn Gottes, das hieß die Vollkommenheit des himmlischen Vaters nachahmen. Und so machten es auch alle treuen Jünger und Apostel Jesu, die von seinem Geiste beseelt waren; so bethete Stephanus der erste Martyrer mitten unter dem Steinhagel für seine Feinde: Herr rechne ihnen das nicht zur Sünde; so lesen wir von den übrigen Martyrern, daß sie alle noch für ihre Feinde gebethet, daß sie ihre Henker umarmet, und ihren Verfolgern vom ganzen Herzen verziehen haben.

Seht Geliebte, das war der Geist und die Gesinnung aller wahren Christen, diese Liebe gegen die Feinde war das allgemeine Kennzeichen, wodurch sie sich als Kinder Gottes auszeichneten, und das muß also auch unser Geist und unsere Gesinnung seyn, wenn wir anders wahre Christen und Kinder Gottes heißen wollen: so müssen auch wir die Vollkommenheit unsers himmlischen

Va-

Vaters nachahmen; sonst ist unser Christenthum ein leerer Name ohne Bedeutung. Durch diese Liebe gegen unsere Feinde müssen wir uns von all denjenigen unterscheiden, die nicht Christen sind. Darum sagt auch Christus ausdrücklich: Wenn ihr nur diejenigen lieben wollt, die euch lieben, was werdet ihr da für eine Belohnung haben? Thun das nicht auch die Publikanen? Und wenn ihr eure Brüder grüßet, was thut ihr mehr, als andere? Thun das nicht auch die Heiden? Er will sagen: seine Freunde lieben, und denjenigen Gutes thun, von denen wir auch wieder Gutes empfangen, das ist eben keine grosse Kunst, keine Tugend, das können auch die Heiden, dazu braucht man kein Christ zu seyn. Aber auch seine Feinde lieben, auch denen Gutes thun, die uns hassen, das ist erst wahre Tugend, das ist wahre Grösse der Seele, und soweit müßt ihrs in der Vollkommenheit bringen; denn wozu seyd ihr Christen, wenn ihr nicht mehr als die Heiden thun wollt? Nein ihr müßt mit so einer heidnischen Tugend nicht zufrieden seyn: ihr müßt eurem himmlischen Vater an Vollkommenheit ähnlicher werden: dann verdient ihr den Namen des Christen, dann seyd ihr wahre auserwählte Kinder Gottes. Schließet also hieraus selbst, m. Ch., wie weit wir noch vom wahren Chri-

stens

stenthum entfernet seyen, solang wir nicht nach dem Beyspiel unsers himmlischen Vaters verzeihen. Diesen Mangel der Liebe mag keine Andacht, kein Opfer ersetzen: alles ist umsonst, solang wir diese wesentliche Pflicht unserer Religion nicht erfüllen. Gott nimmt kein Opfer aus den Händen des Rachsüchtigen an. Er heißt uns vom Altar hinweggehen, und zuvor die Aussöhnung mit dem Feinde bewirken: dann erst will er dieses Opfer in Gnaden aufnehmen.

Soviel von dem ersten Beweggrunde, wodurch uns Jesus zur Verzeihung des Unrechts aufgefodert hat. Höret nun auch noch den zweiten Grund, der uns eben so mächtig dazu antreiben soll.

II. Es ist wahr, meine Geliebten, seine Feinde lieben, und das Unrecht vom Herzen verzeihen, ist ein schweres Geboth. Es gehört viele Selbstverläugnung, viele Ueberwindung dazu: denn der Mensch fühlt von Natur aus den Trieb der Selbstvertheidigung in sich. Sobald uns jemand beleidiget, so empört sich unser Herz wider den Beleidiger, der Zorn und Unwille steigt in uns auf, und reizt uns zur Rache. Da braucht es also vielen Kampf mit sich selbst, wenn man diesen aufsteigenden Zorn unterdrücken, und der

Rachsucht Einhalt thun will: da muß man alle Gründe der Vernunft und der Religion zu Hilfe nehmen, wenn man diesen Sieg über sich selbst erhalten soll.

Und unter diesen Gründen der Religion scheint mir vorzüglich der stärkste dieser zu seyn, welchen uns Jesus im heutigen Evangelium so sinnlich vor Augen stellt. Das Himmelreich, sagt er, ist gleich einem König, der mit seinen Knechten Rechnung hält, und unter diesen Knechten einen findet, welcher in seiner Rechnung 10000 Pfund rückständig blieb. Der König gab Befehl, den Schuldner, weil er nicht bezahlen konnte, samt Weib und Kind zu verkaufen; allein der schuldige Knecht fällt ihm zu Füssen, und bittet um Gnade, und der König läßt sich erbitten, und schenkt ihm die ganze Schuld. Kaum war aber dieser Knecht aus des Königs Augen fortgegangen, so traf er eben einen anderen Mitknecht an, der ihm hundert Pfenning schuldig war, diesen packt er sogleich an, und fodert von ihm die Schuld. Allein dieser Mitknecht fiel ihm auch zu Füssen, und bath ihn um Geduld. Wer hätte nun da denken sollen, das dieser Knecht, dem eben zuvor sein Herr aus Erbarmung eine so grosse Schuld geschenkt hatte, sich über seinen

Mit=

Mitknecht nicht auch erbarmen, und ihm eine so kleine unbeträchtliche Schuld erlassen würde? Aber nein, er blieb auf seiner Foderung, und wollte den armen Schuldner ins Gefängniß werfen, bis er den letzten Heller würde bezahlt haben. Liebste Christen, wer aus uns, wenn er dieß hört oder liest, zürnet nicht billig da über diesen unbarmherzigen grausamen Menschen? Wer gönnet ihm nicht vom Herzen die gerechte Strafe, welche nachmals der König, als er dieß hörte, über ihn ergehen ließ? Wer kann Mitleiden mit ihm haben, wenn ihn der König zur Strafe seiner Unbarmherzigkeit solang den Peinigern übergiebt, bis er die ganze Schuld abgetragen hat? Gewiß Niemand aus uns wird diesen Unmenschen bedauern, sondern jeder aus uns würde eben so wie dieser König mit ihm verfahren seyn.

Nun seht, meine Geliebten, wie passend dieses Gleichniß des heutigen Evangeliums auf einen jeden Menschen ist, welcher seinem Mitbruder das zugefügte Unrecht nicht verzeihn will. Sich, will nun Jesus durch dieses Gleichniß sagen: sieh, rachgieriger Mensch, der du dich zur Verzeihung des Unrechts gar nicht entschließen kannst, sieh das ist das Bild deiner unbändigen

Wenn wir nun aber alle sündige Menschen, wenn wir Schuldner vor Gott sind, so muß ja unsere erste Sorge seyn, daß wir die verlorne Gnade Gottes wieder finden, und von ihm Nachlaß erhalten; denn solang diese Sünden nicht nachgelassen werden, so ist einmal keine Seligkeit zu hoffen. Wie nun aber, meine Geliebten, wenn uns itzt Gott selbst ein Mittel vorschlägt, wodurch wir Verzeihung unserer Sünden erlangen können, wenn er uns selbst eine Bedingniß setzt, unter der er uns seine Gnade wieder anbietet, würde es nicht die größte Thorheit von der Welt seyn, wenn wir dieses Mittel ausschlagen, diese Bedingniß nicht eingehen wollten? Nun seht, dieses Mittel, diese Bedingniß hat uns Gott wirklich durch seinen Sohn Jesum vorgeschlagen. Vergebet, und es wird euch auch vergeben; mit dem Maaß ihr ausmesset, mit dem wird euch wieder eingemessen werden; was kann deutlicher als dieser Ausspruch seyn?

O wenn es uns also, m. Ch., je darum zu thun ist, daß wir Nachlaß unserer Sünden von Gott erhalten, so lasset uns dieses Mittel mit tausend Freuden ergreifen, laßt uns unseren Feinden verzeihen, damit Gott auch uns verzeihen

möge. Wir sprechen ja täglich im Gebete des Herrn: Vergieb uns unsere Schulden, so wie auch wir unsern Schuldigern vergeben. Wir begehren also selbst, Gott soll mit uns gerade so verfahren, wie wir gegen unsere Feinde verfahren. O wie schrecklich ist dieses Gebeth in dem Munde eines rachsüchtigen Menschen; denn was will er dadurch anders sagen, als: Herr erlasse mir meine Sünden nimmermehr, denn ich gedenke sie meinem Mitbruder auch nicht nachzulassen, verschone mich nicht, denn ich verschone auch Niemanden; schütte deine Rache über mich aus, so wie ich sie über meinen Feind ausgieße; das ist das tägliche Gebeth eines Christen, der seinem Mitmenschen nicht verzeihet.

Gott bewahre uns doch vor einem solchen Gebeth! Nein so wollen wir nicht bethen, so nicht die gerechte Strafe Gottes gegen uns selbst herausfodern: sondern vielmehr durch Sanftmuth und Vergebung uns seiner gnädigen Erbarmung würdig machen. Dieß sind wir als Christen und Kinder Gottes, — dieß sind wir als sündige Menschen zu thun schuldig.

Wir müssen uns schon als gute Kinder nach dem Beyspiel dieses besten Vaters richten, da-

mit er sonst nicht sich nach unserm Beyspiel richte, uns einst eben so streng und unbarmherzig richte, wie wir itzt unsere Mitmenschen gerichtet und behandelt haben. Amen.

Am zwey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Matth. 21. 22.

Es war wirklich eine recht fein ausgedachte List, wodurch die Pharisäer im heutigen Evangelium Jesum in der Rede zu fangen suchten. Meister! sagten sie, wir wissen, daß du die Wahrheit liebst, und selbe ohne Scheu und ohne Ansehen der Personen frey heraussagest, wir möchten also gerne deinen Rath über einen gewissen Punkt vernehmen. Sag uns doch, soll man dem Kaiser den Zins geben oder nicht? — Auf diese Frage mochte nun Jesus antworten, was er wollte, so glaubten sie ihn gefangen zu haben; denn sagt er, dachten sie bey sich, ja: man muß dem Kaiser den Zins geben, so wollen wir ihn als einen Feind des mosaischen Gesetzes verschreyen und

bey

bey dem Volke verhaßt machen. Sagt er aber im Gegentheil, man dürfe dem Kaiser den Tribut nicht geben, so erklären wir ihn als einen Feind des Kaisers, stellen bey dem kaiserlichen Landpfleger unsere Klage, und bereiten ihm den unvermeidlichen Sturz. So sicher berechneten die Feinde Jesu den Erfolg ihrer List.

Allein wie wenig vermag die menschliche List und Klugheit gegen die Weisheit Gottes. Jesus brauchte nur wenige Worte zu sagen, und die elenden Heuchler müssen verstummen. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Das war die kurze bündige Antwort, womit er diese Gegner abfertigte. Wahrlich eine Antwort, woraus eine hohe Weisheit hervorleuchtet, die man nicht genug bewundern kann.

Allein, m. Ch., nicht nur Bewunderung ist es, was die Rede Jesu von uns verdient, sondern es ist dieselbe auch noch in einer andern Rücksicht für uns höchst merkwürdig: denn Jesus lehrt uns da bey dieser Gelegenheit durch die Worte: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, eine Pflicht, die uns Christen alle im Gewissen verbindet, nämlich die Pflicht des schul-

digen Gehorsams gegen unsere vorgesetzte Obrigkeit. Es ist da in diesen Worten nicht nur allein von dem Zinse die Rede, den man den Fürsten und Regenten dieser Erde bezahlen muß, sondern überhaupt von dem Gehorsam und der Unterwürfigkeit, die man ihnen zu erweisen schuldig ist. Dieß ist vorzüglich die eigentliche Lehre, die wir aus dem heutigen Evangelium zu ziehen haben: und über diese Lehre wollen wir sodann auch unsere Betrachtung anstellen. Gott verlangt von uns diesen Gehorsam gegen die Obrigkeit, das sey der erste Theil, und er verlangt denselben nur zu unserm Besten, das sey der zweyte Theil dieser Betrachtung.

I. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; diese wenigen Worte des heutigen Evangeliums wären allein schon genug, um uns zu überzeugen, daß der Gehorsam gegen die vorgesetzte Obrigkeit ein ausdrückliches Gesetz Gottes sey; denn, wie wir schon zuvor gesagt haben, diese Worte sind nicht bloß von dem Tribut zu verstehen, den der Unterthan seinem Fürsten zu erstatten schuldig ist, sondern Jesus will uns eben dadurch auch überhaupt den Gehorsam gegen die Obrigkeit empfohlen und eingeprägt haben. Warum? Weil der Tribut an sich selbst schon ein

Zei=

Zeichen der Unterwürfigkeit, und folglich der Pflicht zu gehorchen ist. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Das heißt also soviel, als: Seyd eurer rechtmäßigen Obrigkeit Unterthan, und beobachtet alle Pflichten, die ihr gegen sie zu beobachten verbunden seyd.

Doch damit wir uns von dem ausdrücklichen Willen Gottes in diesem Stücke noch besser überzeugen mögen, so wollen wir noch mehrere Stellen aus der heil. Schrift anführen, wo uns das göttliche Gesetz noch deutlicher kundgemacht wird.

Und zwar erstens, wenn wir in die Geschichte des alten Testaments zurückgehen wollten, wie viele Beweise würden wir nicht finden? Denn wir wissen ja, was für einen strengen Gehorsam Gott den Israeliten gegen ihre geistliche und weltliche Obrigkeit aufgetragen, und wie scharf er den Ungehorsam unter ihnen bestraft habe. Moses war der Heersführer und Gesetzgeber dieses Volks, er hatte von Gott die Vollmacht erhalten, dasselbe aus der Dienstbarkeit in das gelobte Land zu führen, und ihm eine bestimmte Staatsverfassung vorzuschreiben. Nach seinen Befehlen mußte sich also dieses ganze Volk richten, ihn mußte es als

sei-

seinen Fürsten und Regenten erkennen, und sobald manche Widerspenstige dieß nicht thun: sobald sie sich wider diese obrigkeitliche Gewalt des Moses auflehnen wollten, so war ihnen gleich die Strafe Gottes auf dem Nacken. So wurden z. B. die drey Aufrührer Corl, Dathan und Abiron samt ihrem ganzen Anhange lebendig von der Erde verschlungen, weil sie dem Moses sich nicht unterwerfen, sondern eine Art von Rebellion wider ihn erregen wollten. So wurden die Israeliten mehrmalen in der Wüste mit grossen Drangsalen gezüchtiget, weil sie sich erfrechten, wider Moses zu murren, sein Regiment zu tadeln, und seinen Befehlen sich zu widersetzen. Und so finden wir nicht nur in der mosaischen Geschichte, sondern auch unter der nachmaligen Regierung der Richter, der Könige und hohen Priester mehrere Beyspiele, wo Gott diesem Volke den schuldigen Gehorsam gegen dieselben eingeschärft, und ihren Ungehorsam durch auffallende Strafgerichte gezüchtiget hat.

Doch wir wollen uns als Christen hauptsächlich nur an die Aussprüche und an das Beyspiel des heil. Stifters unserer Religion halten. Denn was er gelehret und gethan hat, das ist eigentlich unsere Regel, unser Muster, nach dem

wir

wir uns zu verhalten haben. Er hat zwar in seinen Predigten über diese Materie von dem Gehorsam gegen Regenten und Obrigkeiten niemals weitläufig gehandelt: wenigstens haben die Evangelisten, wenn er auch davon sollte geredet haben, nichts umständliches davon aufgezeichnet. Indessen aber haben wir desto mehr Beyspiele von ihm, welche gewiß eben so lehrreich als die Worte sind; denn er hat sich selbst in seinem ganzen Leben als einen guten rechtschaffnen Bürger, als einen getreuen Unterthan gegen die damalige Obrigkeit des Judenlandes bewiesen. Es waren die Juden zu selber Zeit unter der Bothmäßigkeit der Römer: denn Gott hatte von ihnen, wie er schon längst durch die Propheten gedrohet hat, den Scepter genommen, er ließ sie unter die Dienstbarkeit der Römer fallen. Der Kaiser von Rom war damals ihr Landsherr, dieser regierte durch seine aufgestellten Landpfleger das jüdische Volk, dieser schrieb ihnen Gesetze vor, dieser hieß sie grossen Zoll und Tribut erstatten. Das war nun freylich für die stolzen Juden ein hartes unerträgliches Joch, eine äusserst verhaßte Herrschaft; denn sie hielten sich noch immer für das einzig auserwählte Volk Gottes auf Erden, sie glaubten, ihnen gebühre die Herrschaft über alle anderen Völker und Na-

tionen

tionen, sie müßten als Kinder Gottes ein freyes unabhängiges Volk seyn, und darum hofften sie auch immer auf einen Messias, der sie von dieser fremden Dienstbarkeit erlösen, und in Freyheit setzen würde. Es war also kein Wunder, wenn diese Juden auf den Kaiser und alle römischen Obrigkeiten gar nicht gut zu sprechen waren; sie unterwarfen sich nur aus Zwang, weil sie der höhern Gewalt nicht widerstehen konnten, sie zahlten die Zollgebühren und Steuern nur, weil sie mußten, und es wäre ihnen nichts erwünschter gewesen, als wenn sie eine Gelegenheit gefunden hätten, dieses verhaßte Joch abzuwerfen. Man murrte und schmähte heimlich wider den Kaiser, und jeder Jude, der die Regierung öffentlich hätte vertheidigen, und behaupten wollen, daß es Pflicht wäre ihr zu gehorchen, wäre von allen seinen Landsleuten gehaßt und verabscheuet worden. Das war damals die allgemein herrschende Gesinnung unter diesem Volke.

Aber das war nicht die Gesinnung Jesu. Er gehorcht selbst dieser fremden heidnischen Obrigkeit, nicht aus Zwang; denn wie leicht hätte er diesen Gehorsam abschütteln können, sondern er gehorchte willig, um uns ein Beyspiel des wahren Gehorsams zu geben.

Schon

Schon in den ersten Tagen nach seiner Empfängniß unterwarfen sich seine Eltern jenem kaiserlichen Befehle der allgemeinen Beschreibung, gemäß dem jeder Unterthan an seinen Geburtsort ziehen mußte, und so mußte er dann um dieses Gesetzes willen selbst in einem armen Viehstalle zu Bethlehem geboren werden. Er beobachtete nachmal in seinem erwachsenen Alter alle die Gesetze, welche damals in diesem Lande vorgeschrieben waren. Er erklärte sich daher gegen die Pharisäer, wie wir gehört haben, ohne Bedenken, und behauptete, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers ist: er entrichtete willig die Kopfsteuer für sich und seine Jünger: er hieß den Petrus wunderbarer Weise das nöthige Geld dazu aus dem Munde eines Fisches hervornehmen. Er fügte sich auch gehorsam in alle Gebräuche und Satzungen, welche damals bey den Juden eingeführt waren. Ja er war sogar seinen ärgsten Feinden unterthänig, er ließ sich geduldig vor die Richterstühle eines Annas, Caiphas, Herodes und Pilatus schleppen, er unterwarf sich ihren obgleich noch so ungerechten Aussprüchen, und litt selbst den schmählichsten Tod. Er blieb gehorsam, wie Paulus sagt, bis in den Tod, und selbst seine ärgsten

sten Feinde konnten ihm den Vorwurf nicht machen, daß er was immer für ein Gesetz der weltlichen sowohl heidnischen als jüdischen Obrigkeit übertreten, oder die schuldige Achtung gegen selbe jemals hintangesetzt hätte.

Aus diesem allem nun, was können wir anders schließen, als daß es der ausdrückliche Wille Gottes sey, daß wir der Obrigkeit gehorchen sollen? Wenn Jesus, der Sohn Gottes, der König der Könige, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben war, wenn Er sich den menschlichen Gesetzen und obrigkeitlichen Befehlen unterworfen hat, was können wir noch dawider einwenden? Warum sollten wir uns nicht unterwerfen? Womit könnten wir unseren Ungehorsam noch entschuldigen?

Wir dürfen uns daher gar nicht wundern, wenn die Jünger und Apostel Christi in ihren Sendschreiben so oft und nachdrücklich zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit ermahnen: sie wußten das Gesetz, sie wußten das Beyspiel, das ihnen ihr Meister gegeben hatte. So schreibt Petrus: Ich bitte euch, liebe Brüder, seyd doch allen menschlichen Obrjgkeiten unterthänig, sowohl den obersten Regenten und Fürsten, als

auch

auch seinen untergeordneten Beamten, die er zur Handhabung der Gerechtigkeit aufgestellt hat; denn das, setzt der Apostel ausdrücklich hinzu, das ist so der Wille Gottes; und gleich darauf sagt er: Fürchtet Gott, aber ehret zugleich auch den König. Ihr Knechte, seyd Unterthan euren Herrn, nicht nur den Guten und Bescheidnen, sondern auch den Harten und Strengen: denn das ist Gott angenehm, wenn ihr ihm zu lieb manches Unrecht, manche harte Bedrückung leidet.

Eben diese Lehre giebt auch der Apostel Paulus. Jederman, heißt es in seinem Briefe an die Römer, jederman sey Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat: denn es ist keine Obrigkeit ausser von Gott. Er hat dieselbe verordnet. Wer sich nun dieser Obrigkeit widersetzet, der widersetzet sich der göttlichen Anordnung selbst. Seyd unterthänig, sagt er wieder an einem andern Orte, seyd unterthänig, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch des Gewissens halber, das heißt, gehorsamet euren Vorgesetzten nicht nur aus Zwang, weil ihr müßt, sondern aus innerm Gewissenstriebe, weil es Gott so haben will, und weil ihr sonst durch euren Ungehorsam euer Gewissen verletzet, und Gott selbst beleidigen würdet.

Solcher Ermahnungen zum Gehorsam sind mehrere in den Briefen dieses Apostels enthalten: und diese Ermahnungen waren auch nicht fruchtlos: denn die ersten Christen selber Zeit bewiesen ihren pünktlichsten Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten, obgleich dieselbe nicht ihres Glaubens, sondern heidnischer Religion waren: obgleich sie von dieser Obrigkeit oft unschuldiger Weise gedrückt und verfolgt wurden, so vergassen sie doch ihre Pflicht nicht, sondern gaben nach der Lehre Christi dem Kaiser, was des Kaisers war. Nur in dem einzigen Punkt konnten sie nicht gehorchen, wenn man ihnen befahl ihre Religion zu verlassen; denn da mußten sie Gott mehr als die Menschen achten; aber im übrigen waren sie die besten und gehorsamsten Unterthanen; denn sie waren überzeugt, daß dieß der Wille Gottes, daß es das Gesetz Jesu Christi sey, und daß man unmöglich ein guter Christ seyn könne, wenn man nicht zugleich ein treuer Bürger, ein gehorsamer Unterthan seiner rechtmäßigen Obrigkeit ist. Wenn nun also die Apostel den Gehorsam sogar gegen heidnische, gegen ungerechte und tyrannische Obrigkeiten doch als eine Gewissenspflicht empfohlen, und wenn die ersten Christen diesen Gehorsam auch als eine solche Gewissenspflicht ausgeübt haben, wie könnte man

wohl

wohl noch vernünftiger Weise zweifeln, ob auch wir Christen heut zu Tag unserer christlichen Obrigkeit den nämlichen Gehorsam schuldig seyen? Nein Geliebte, wenn wir wahre Jünger Christi, wenn wir Nachfolger der Apostel und der ersten Christen seyn wollen, so müssen wir diesen Gehorsam als eine unserer ersten Pflichten ansehen; wir müssen nicht glauben, wie so viele Christen meinen, als wenn die Uebertretung der obrigkeitlichen Befehle nur vor dem weltlichen Richterstuhl strafbar wäre, bey Gott aber nichts zu bedeuten hätte: wir müssen nicht glauben, als wenn uns schon damit geholfen wäre, wenn wir nur den Augen und Strafen der Obrigkeit entgehen. Nein, nicht aus sclavischer Furcht vor der Strafe, wie Paulus sagt, nicht aus Zwang, sondern aus freyem Willen, aus eignem Triebe müssen wir gehorchen: denn das ist der Wille Gottes, so hat es uns Jesus, so haben es die Apostel gelehrt: Gott verlangt von uns diesen Gehorsam, das soll uns genug seyn, und was erst wohl zu merken ist, er verlangt diesen Gehorsam nur zu unserm Besten.

II. Ja glaubt es, m. Ch., nur unser eignes Beste hatte Gott zur Absicht, da er uns den strengsten Gehorsam auferlegt hat. Er gebiethet

biethet uns unseren Vorgesetzten zu gehorchen, nicht blindlings, sondern er läßt uns zugleich die Ursache einsehen, warum ers gebiethet; denn es braucht da gar keinen scharfen tiefsinnigen Verstand, um das zu erkennen, daß dieses Gesetz der Obrigkeit zu gehorchen wirklich für uns Menschen nothwendig war, und daß also Gott dabey nur unser eignes Beste beabsichtet habe.

Wir dürfen ja nur in das Zeitalter der Menschen nach Erschaffung der Welt zurückgehen: wir dürfen nur bedenken, wie die ersten Obrigkeiten entstanden sind, so werden wirs sogleich einsehen, daß Gott diesen Gehorsam nur um unsers eignen Nutzens willen von uns verlange. Seht im Anfange, da es noch nicht so viele Menschen auf dieser Welt gab, da die Menschen noch nicht so nahe bey einander wohnten, sondern jede Familie für sich allein von den Früchten der Erde lebte, da war noch keine landesherrliche Gewalt, keine Obrigkeit, kein Gesetz, ausser das Gesetz der Natur, das jedem ins Herz geschrieben war. Da wußte man freylich noch nichts um Gehorsam, und um alle die Pflichten, die wir der Obrigkeit und dem Staat schuldig sind. Aber dieser Zustand der Menschen daurte nicht lange, und konnte auch nicht lange

dau=

dauren; denn die Menschen vermehrten sich immer mehr, sie brauchten also mehr Nahrung, Wohnung und Unterhalt; da gabs dann bald Streitigkeiten über Streitigkeiten, jeder glaubte, so und so viel gehöre ihm zu, der andere glaubte das nämliche, und wollte es ihm nicht zulassen. Was geschah also? Natürlich nichts anders, als daß diese Menschen gegeneinander täglich die größten Gewaltthätigkeiten ausübten. Wer der Stärkere und Mächtigere war, der zog das Meiste an sich; die Schwächeren mußten nachgeben. Mit einem Wort, es gieng alles unter und über sich: es war Niemand seiner Habe und seines Guts, seines Weibs und seiner Kinder, ja nicht einmal seines Lebens sicher, jeder that was er wollte; denn man hatte keine Obrigkeit, kein Gesetz. keinen Richter zu fürchten. Da sahen es dann die Menschen von selbst ein, daß dieser Gräuel der Verwüstung nicht so in die Länge gut thun könne. Da verfielen sie also auf den Gedanken, wie! wenn wir aus unserer Mitte jemanden herausnehmen wollten, welcher die anderen an Macht, Klugheit, an Stärke und Geschicklichkeit überträffe, wenn wir diesem die Gewalt und Herrschaft über uns überließen, damit er alles in Ordnung erhalte, damit er uns wider fremde

An=

Angriffe und Gewaltthätigkeiten beschützen, damit er uns Ruhe und Sicherheit verschaffen, damit er alle Streitigkeiten entscheiden, und einem jeden das Recht sprechen sollte? — So dachten diese Menschen, und diese Gedanken führten sie aus, und so entstanden dann die ersten Regenten und Obrigkeiten, und die Menschen sahen, daß diese Einrichtung für sie gut war, und darum behielten sie selbe bey, und so ist die obrigkeitliche Gewalt bis auf den heutigen Tag immer erhalten und fortgepflanzt worden.

Das Daseyn solcher obrigkeitlicher Gewalt ist also höchst erwünschlich und nothwendig, ist keine Last für uns, sondern vielmehr eine Wohlthat; folglich hat es ja Gott mit uns recht gut gemeint, da er uns den Gehorsam gegen diese Obrigkeit eingeprägt hat, und wir müßten derselben bloß um unsers eignen Besten willen diesen Gehorsam leisten, wenn es uns Gott auch nicht so ausdrücklich befohlen hätte.

Oder setzen wir z. B. den Fall, daß diese Staatsverfassung wieder aufhörte, setzen wir, daß keine Obrigkeit vorhanden wäre, die uns was zu befehlen hätte, daß jeder aus uns heut zu Tag ungestraft thun könnte, was er wollte,

wie es ehemals war, was glauben wir wohl, wie würde es unter uns zugehen? Grosser Gott, welche schreckliche Verwirrung würde das seyn? Man sehe oft nur ein einziges Haus, eine einzige Familie, wo kein Herr und keine Frau da ist, oder wo diese kein Ansehen, keine Gewalt haben, welche Unordnung, welche Zänkereyen und Gewaltthätigkeiten giebt es nicht da in solchen Umständen? Nun denke man sich eine ganze Stadt, ein ganzes Land ohne obrigkeitliche Gewalt, wer mag das Elend beschreiben, welches darin herrschen würde. Wenn es jtzt wirklich, da die Obrigkeit vorhanden ist, da die Richterstähle offen stehen, da die Gerechtigkeit immer das Schwert in der Hand hält, — wenn es itzt schon so viel List und Betrug, so viele Ungerechtigkeit, so viele Eingriffe in fremdes Recht, so viele Diebstähle, Räubereyen und Mordthaten giebt, wie würde es nicht erst zugehen, wenn gar kein Gesetz, keine Obrigkeit, keine strafende Gerechtigkeit vorhanden wäre? Wer würde da dem Eigennutze, der Habbegierde der Menschen Einhalt thun? Würde nicht da alles unter und über sich gehen, würden wir nicht von selbst auf den Gedanken verfallen, wie ehemals die Menschen im ersten Zeitalter und genöthigt seyn, uns gerne eine Obrigkeit aufzustellen,

stellen, damit nur unser Eigenthum, unsere Ehre, unser Leben wenigst in etwas gesichert seyn möge?

Nun seht, m. Ch., was wir von selbst um unsers Besten willen thun müßten, das ist schon wirklich gethan: wir leben in einem wohlgeordneten Staate, wir haben unsere Gesetze, wir haben Obrigkeiten, welche diese Gesetze handhaben: so müssen wir dann also dieser Obrigkeit auch den schuldigen Gehorsam leisten; denn was nützen uns Gesetze und Obrigkeiten, wenn wir nicht gehorchen wollen? Laßt uns daher nach der Lehre des Evangeliums dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, laßt uns der landesherrlichen Gewalt gehorchen. Dieß ist erstens der Wille Gottes, dieß erfodert zweytens unser eignes Beste. Wir schaden uns nur selbst, wenn wir das obrigkeitliche Ansehen durch Tadel und Ungehorsam zu schmälern suchen; denn wehe dem Staat, wehe dem Land, wo der Geist der Frechheit und Zügellosigkeit einreissen sollte. Sey es auch, daß diejenigen, welche diese obrigkeitliche Gewalt in Händen haben, von derselben nicht allzeit den besten Gebrauch machen, so berechtigt uns das noch lange nicht zum Ungehorsam; denn wenn jene fehlen, so werden sie es zu verantworten haben. Diese Obrigkeit hat so gut ihren Richter im

Him=

Himmel wie der Unterthan. Uns steht es nicht zu, über sie zu richten, unsere Pflicht ist nur zu gehorchen, und so die Lehre Jesu zu befolgen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Amen.

Am drey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Warum kömmt der Vater des todten Mädchens im heutigen Evangelium so eilig herbey? Warum liegt er Jesu so dringend an: Komm, meine Tochter ist gestorben, komm, lege ihr die Hände auf? Warum kam er so schnell, und bath so angelegen? — Liebe zu seinem Kinde wars — zum Kinde, das kurz vorher zu seiner grossen Freude lebte; iezt zu seinem grossen Leide starb. Väterliche Kinderliebe gab Kraft zum Eilen in seine Füsse; legte Worte zum Bitten auf seine Zunge.

Was ist auch natürlicher, als daß Vater und Mutter ihr Kind lieben? Haben doch selbst die Thiere so viele Liebe zu ihren Jungen. Nie ist ein Thier mühsamer, als da es Junge hat,

um ihnen Nahrung und Speise zu verschaffen; nie herzhafter, als da es sie gegen Feinde beschützen soll. Vergleicht ja Gott sich und seine Liebe selbst mit der Liebe einer Henne, die ihre Hühnlein unter die Flügel nimmt, sie durch Wärme vor Kälte, mit Muth vor dem Raubvogel deckt. Wie manche Thiere könnten hier die Menschen beschämen, sie haben oft eine ungleich wachsamere, innigere Liebe zu ihren Jungen, als manche menschliche Väter und Mütter zu ihren Söhnen und Töchtern.

Und doch hat Gott auch schon den Menschen eine natürliche Liebe und Neigung in ihr Herz gelegt, mit väterlicher und mütterlicher Sorgfalt für ihre Kinder zu wachen, für ihren Unterhalt, Erziehung, Unterricht, für Gesundheit des Körpers, für die Unschuld des Herzens, für Leib und Seele zu sorgen. Freylich ist diese natürliche Neigung und Liebe in allen Menschen, Vätern und Müttern nicht gleich. Einige haben von Natur ein kälters, gleichgiltigers Vater- oder Mutterherz, und werden, wenn sie nach der natürlichen Neigung handeln, das Kind vernachläßigen. — Andre haben von Natur ein sogenanntes gar gutes und weiches Vater- oder Mutterherz, und werden, wenn sie das Kind auf eine

blin-

blinde übermäßige Weise lieben, demselben zu viel zulassen, nachsehen, es verwöhnen und verziehen. Nur wenige haben gerade von Natur ein solches Herz, daß sie weder zu wenig, noch zu viel lieben, nicht zu wenig, und nicht zu viel nachsehen; und ein wahrhaft gutes Kind für Erden und Himmel erziehen.

Aber wie ist dann das? So hat Gott selbst die natürliche väterliche und mütterliche Zuneigung zu den Kindern so verschieden vertheilt, einigen viel, andern wenig, Wenigen das rechte Maaß zugetheilt — selbst veranstaltet, daß viele Kinder zu wenig geliebt und verwahrloset, manche durch zu viel blinde Liebe verzogen, nur Wenige recht erzogen werden? Wie ist das? — O klagt Gott nicht an, m. Ch., als wenn er eine unrechte Vertheilung der natürlichen Zuneigung gemacht hätte. — Er hat nicht nur dem Vater und der Mutter eine natürliche Liebe ins Herz gelegt, er hat noch etwas in ihre Seele gelegt, etwas, das jenes ersetzen soll, was an der natürlichen Liebe zu wenig ist, — einschränken, was an ihr zu viel ist, etwas, das überall die natürliche Liebe zum wahren Besten der Kinder lenken und ordnen soll. — Und was ist dieses Etwas? — Die Vernunft, das erste vorzüglichste Geschenk

Gottes, das alle Menschen zu Menschen macht, und vom Thiere unterscheidet.

Den Thieren gab Gott nur natürliche Zuneigung, die sie zur Liebe ihrer Jungen treibt — den Menschen gab er noch Vernunft, die ihnen die rechte Liebe ihrer Kleinen befiehlt; die Thiere können ihre Jungen nur thierisch lieben, die Menschen sollen ihre Kinder menschlich, das ist, vernünftig und christlich lieben.

Worin besteht aber diese christliche vernünftige Liebe? Darin: daß man nicht nur darauf sieht, was dem Kinde itzt wohl oder wehe thut, sondern was ihm für itzt und künftig wahrhaft nützlich ist, — nicht nur was ihm für seinen Leib, sondern auch was ihm für seine Seele gut ist.

Manche Eltern glauben ihre Kinder gar sehr zu lieben, wenn sie denselben nur recht viel, nur recht gutes und angenehmes zu essen und zu trinken geben, wenn sie dieselben vor aller Anstrengung der Kräfte, vor kalter Luft bewahren, recht warm halten. Das thut dem Kinde wohl, aber es ist ihm nicht nützlich, es wird ein ungesundes, sieches, heikles Kind, ein Vielfraß oder Viel-

trinker, es wird ein träger, fauler Müßiggänger daraus werden.

Ueberhaupt gleich bey der ersten Erziehung kömmt alles darauf an: für die Gesundheit des Leibes, für die Gesundheit der Seele zu sorgen: des Kindes Körper soll schon frühe gesund, stark, und geschickt — seine Seele soll frühe nicht verdorben, sondern zu allem Guten geleitet werden. — Gesunde Nahrung — mäßige Nahrung macht den Körper gesund und stark; gesunde Bewegung — mäßige Bewegung macht ihn gesund und geschickt. — Und was erhält die Seele gesund, was erhält sie unverdorben, was macht sie gut? Hierzu werden zwar freylich viele Stücke erfodert: ich will aber hier nur eines einzigen erwähnen, das unter allen das wichtigste ist. Nämlich euer gutes Beyspiel liebe Eltern ist und bleibt immer die Hauptsache. Laßt die Kinder an euch uud an allem, was um sie ist, nur Gutes sehen, und sie werden gewiß gut werden. — Laßt sie an euch gute Ordnung, Fleiß, Arbeitsamkeit, Mässigkeit, Ehrbarkeit und Gottesfurcht in euren Reden, in euren Worten, in euren Gebethen, in eurem Gottesdienste sehen — laßt sie nichts Träges, Faules, nicht Unmäßigkeit und Berauschung, durchaus nichts Unehrbares, Unfrommes

in

in allen euren Reden hören, und in allen euren Handlungen schauen, und ihr werdet, soviel es an euch ist, gute Kinder erziehen. — Glaubt nicht, daß man die noch kleinen Kinder nicht achten, daß man vor ihnen sich nicht zurückhalten, vor ihnen alles reden und handeln darf, — gedenkt an das Sprichwort, auch kleine Mäuslein haben Ohren, und kleine Kinder auch. Sie merken sich Reden, Handlungen, wo man kaum glaubt, daß sie darauf acht haben. Und das Böse macht bösen, das Gute aber guten Eindruck — einen Eindruck, der ihnen oft ihr ganzes Leben durch bleibt, ihnen ihr ganzes Leben durch zum Guten oder Bösen Anlaß giebt.

Dem Vater im heutigen Evangelium war seine Tochter gestorben, er kam zu Jesu für sie das Leben, für sich seine Tochter zu erhalten. — Glaubt ihr wohl, wenn er sie hätte lebendig machen können, er würde gekommen seyn? — Und ihr liebe Eltern, wenn euch ein liebes Kind krank wird oder stirbt, und wenn ihrs wieder gesund und lebendig machen könntet, würdet ihrs nicht thun? Gewiß. — Aber seht, die Gesundheit des Leibes könnt ihr nicht ertheilen, aber das Leben, die Gesundheit der Seele könnt ihr ihnen vorzüglich durch euer gutes Beyspiel geben. —

Und

Und ist nicht die Seele mehr als der Leib? O so thut es, christliche Eltern, suchet vor allen durch gutes Beyspiel eure Kinder gesund an der Seele zu erhalten. — Todte Kinder zum Leben erwecken, ist ein grosses wunderbares Werk, — aber in den todten Seelen der Kinder die Liebe zum Guten lebendig machen, das ist kein so wunderbares, aber ein noch weit bessers Werk.

Gewiß ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder lehren gut zu leben, die können einst sehr getrost sterben.

Es war einmal ein solcher Vater: kurz vor seinem Tode versammelte er noch seine Kinder um sich, und dann erhob er in ihrer Mitte seine Augen zu Gott und bethete also: — Gott, sprach er, ich habe denen, die du mir wie meine Kinder anvertraut hast, deinen Namen bekannt gemacht, sie waren dein; denn du hast sie mir gegeben, ich theilte ihnen die Lehre mit, die ich von dir hatte. — Für sie bitte ich, sie sind dein, wie alles das meinige dein ist. — Ich bleibe nun nicht mehr in der Welt, sie bleiben da, ich aber gehe zu dir; Gott, allerheiligster, erhalte sie, die du mir gabst, durch deine Hülfe, da-

damit sie immer eins miteinander seyen, wie ich mir dir eins bin. — Und dieser Vater war Jesus — der so nach dem letzten Abendmahle vor seinem Tode für seine Apostel, die er wie Kinder liebte und erzog, gebetet hat. Möchten doch auch alle Eltern einst auf ihren Sterbbetten so zum Himmel mit Wahrheit beten, und sich selbst das Zeugniß geben können, daß sie durch Wort und Beyspiel ihre Kinder nicht bloß für die Welt und das zeitliche Leben, sondern noch mehr für Gott und den Himmel erzogen haben. Amen.

Anrede
am lezten Sonntag nach Pfingsten.

Wir können das heutige Evangelium füglich in zwey Theile absondern. Im ersten weissagt Jesus eine künftige grosse Trübsal; im zweyten redet er von der Ankunft des Menschensohns auf den Wolken mit grosser Macht und Herrlichkeit. Alles, was er in diesem zweyten Theile sagt, kömmt am künftigen ersten Adventsonntag aus einem andern Evangelisten abermals vor, wo wir auch davon reden, heute aber den ersten

Theil des Evangeliums, die Weissagung der grossen Trübsal betrachten wollen.

Was ist das für eine grosse Trübsal, die Jesus seinen Jüngern verkündet? Es ist keine andere, als die Zerstörung Jerusalems, die etlich dreyßig Jahre nach dem Tode Jesu genau so eingetroffen ist, wie sie hier von Jesu geweissagt war.

Warum weissagte Jesus diese Zerstörung schon lange vorher? Wollte er bloß seine Wissenschaft, seine Einsicht in das Künftige zeigen? Nein, nicht bloß darum that ers, sondern wie aus allen seinen Thaten wohlthätige Liebe zu den Menschen herausleuchtet, so war es auch hier diese Liebe, die ihn ganz vorzüglich zu dieser Weissagung drang. Er wollte seine Jünger, und durch sie die ersten Gläubigen vor dem Unglücke warnen, das sie sonst bey dieser Zerstörung von Jerusalem hätte treffen mögen.

Es war hier ein doppeltes Unglück für sie zu fürchten. Jerusalem wurde auf allen Seiten von den Römern umgeben, und eingeschlossen. In der Stadt selbst herrschte unter verschiedenen Partheyen eine grosse Uneinigkeit, Feindschaft,

und gegenseitige grausam=blutige Verfolgung. Es giengen schon während der Belagerung Menschen dem Tausend und hundert tausend nach darin zu Grunde, und wie groß war erst der Greul der Verwüstung und das Blutbad, als die Stadt vom Feinde wirklich erobert worden.

Wer sich immer damals in der Stadt befand, der wurde mit in dieß grosse Elend verwickelt. Damit nun die Christen diesem grossen Elende entgehen möchten, so giebt ihnen Jesus die Zeichen an, aus denen sie die nachfolgende Zerstörung vorher sehen könnten, und ermahnt sie eben im heutigen Evangelio zu fliehen, so bald sie diese Kennzeichen wahrnehmen würden, — weg von Jerusalem zu fliehen, und eilig zu fliehen, ohne vom Felde nach Hause zu gehen, ohne vom Dache ins Haus herabzusteigen, um daraus etwas auf die Flucht mitzunehmen. — Und darum so eilig zu fliehen, damit sie nicht auch mit anderen Juden von dem Feinde in die Stadt gedrängt, und darin umrungen würden.

Wirklich machten sich auch die Christen nachmals diese Weissagung zu Nutzen, begaben sich bey Zeiten nach einem abgelegnen Bergstädtlein Pella, und wurden so gerettet, gerettet durch die

Lie=

Liebe und Warnung Jesu, die im heutigen Evangelium steht.

Aber nicht nur dieß leibliche, sondern noch ein Seelenunglück drohte ihnen, und auch gegen dieses sucht sie Jesus im heutigen Evangelium zu warnen. Damals, als die Juden im Kriege mit den Römern allenthalben von ihren Feinden gedrückt und gedrängt, und selbst ihre Hauptstadt Jerusalem schon mit dem Untergange bedroht wurde: damals standen viele unter ihnen auf, die sich für Propheten oder Messias, oder etwa gar für den auf die Erde wieder zurückgekommnen Jesus ausgaben, sich Anhang zu machen suchten, und dem Volke Sieg und Befreyung von den Römern versprachen. Es waren aber falsche Propheten, falsche Messias, die ihre Anhänger nur verführten, und noch unglücklicher machten. Gleichwohl war die Versuchung, ihnen zu glauben, nicht klein; denn man ist nie leichtgläubiger, als da man sich in grosser Noth und Trübsal befindet, und uns jemand erscheint, der uns Rettung und Hülfe verspricht; da ist man in Gefahr, sich jedem Verführer und Betrüger in die Arme zu werfen.

Damit nun die Christen dieser Verführung entgehen möchten, so sagte Jesus im heutigen

Evan-

Evangelium die Gefahr vorher, vor und während der Belagerung von Jerusalem umzukommen, und das Unglück, von falschen Propheten verführt zu werden. Von beyden wurden die Christen durch die Weissagung und Warnung Jesu gerettet.

Fällt uns hiebey nicht etwa der Gedanke ein, kömmt uns nicht der Wunsch: „O daß Jesus auch uns alle die Unglücke und Trübsalen, die etwa in diesem Leben auf uns noch warten, vorhersagen möchte, damit wir, so gewarnet, ihnen entgehen könnten?“

Aber, m. Ch., da verlangt ihr etwas, das der Heiland auch seinen Jüngern und Gläubigen nicht that. Er hat sie zwar von der Strafe und Züchtigung befreyen wollen, welche die Juden und ihre Hauptstadt Jerusalem traf: aber darum wollte er sie gar nicht von allen künftigen Trübsalen frey machen. Vielmehr sagte er ihnen grosse und schwere Leiden und Verfolgungen von Juden und Heiden vorher; davon sollten sie so wenig, als er, frey seyn; darauf sollten sie sich so gut als er gefaßt halten. Wie wollen nun wir verlangen, daß er uns alle unsre künftige Leiden vorher wissen lasse, und davon frey mache?

Aber doch, seht, m. Ch., das größte aller Unglücke, das uns treffen könnte, hat er uns vorher wissen lassen, vom größten aller Uebel will er uns frey machen — und hat uns alles gesagt, was wir thun sollen, um davon frey zu seyn. Den Jüngern und Gläubigen sagte er: Fliehet die Stadt Jerusalem, sonst geht ihr mit ihr zu Grunde." — Und uns allen sagt er: „Fliehet die Sünde, sonst gehet ihr darin zu Grunde.

Wir wissen also von unserm Heiland Jesu, was für ein grosses Unglück im künftigen Leben uns drohe, wenn wir in der Sünde verharren — ein größers, als die Zerstörung von Jerusalem war. Wir wissen von unserm Heilande Jesus, was wir zu thun haben, um diesem Unglücke zu entgehen — wir dürfen nur die Sünde meiden und Gutes thun.

Sollen wir ihm nicht danken dafür, daß er uns so oft und nachdrücklich vor diesem größten aller Unglücke gewarnt, daß er uns so deutlich die Mittel, ihm auszuweichen, darboth? Wollen wir diese Mittel nicht gebrauchen? wollen wir freywillig in der Sünde verharren, und in den Abgrund hineinstürzen? Wer ist dann Schuld an unserm Untergange? Wir allein.

Dieß

Dieß soll nicht geschehen, gewarnt sind wir von Jesu vor dem ewigen Untergange, wie die Jünger und Gläubigen vor dem zeitlichen Untergange bey der Zerstörung von Jerusalem gewarnt wurden. Sie thaten, was Jesus sagte, flohen bey Zeiten weg von der sündhaften Stadt, und wurden gerettet. Wir wollen auch thun, was Jesus sagte; wollen bey Zeiten, wollen gleich itzt fliehen und meiden allen sündhaften Wandel, und wir sind auch gerettet, und ewig gerettet. Amen.

Michael Fuchs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mutschelle, Sebastian, 1749-1800 / Weiller, Kajetan von, 1762-1826 / Lechner, Michael, 1756-1813

Predigten und Homilien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres Zweiter Jahrgang

Bd.: 2

München 1812

Hom. 1040 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460861-5